

DER SOZIALDEMOKRATISCHE KÄMPFER

Bund Sozialdemokratischer FreiheitskämpferInnen, Opfer des Faschismus und aktiver AntifaschistInnen



Gedenkmarsch am 1. November in Wien

Am 1. November gedachte der Bund Sozialdemokratischer FreiheitskämpferInnen am Wiener Zentralfriedhof der Opfer des Kampfes gegen Austrofaschismus und Nationalsozialismus. Der Gedenkmarsch erfuhr 2019 mit rund 400 Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine überaus hohe Beteiligung. Ein Bericht von Claus Michl-Atzmüller.



V.l.n.r.: Marina Hanke, Fiona Herzog, Paul Patscheider, Hannes Harwanegg, Gerald Netzl, Saya Ahmad, Barbara Novak und Michael Ludwig am Grab von Rosa Jochmann

Dem Aufruf zum Gedenkmarsch folgten MandatarInnen und VertreterInnen der SPÖ, der Wiener SPÖ-Bildung, der Sozialdemokratischen Frauen, der Sozialistischen Jugend, der Jungen Generation, der Roten Falken und des VSSTÖ.

Der Gedenkmarsch führte an den Gräbern von Rosa Jochmann, wo ein Kranz niedergelegt wurde, von Bruno Kreisky und von Anton Benya vorbei zum Mahnmal der Stadt Wien für die Opfer für ein freies Österreich 1934-1945. Dort hielt Barbara Novak, Landesparteisekretärin der SPÖ Wien, ihre Gedenkrede. Genossin Novak richtete ihre Worte an die zahlreichen Teilnehmerinnen und Teilnehmer unter dem Eindruck des einhundertsten Geburtstages des Roten Wien. Ihre Erinnerung galt dem verstorbenen Bundesvorsitzenden

der FreiheitskämpferInnen, Hannes Schwantner, durch den sie mit seinen Worten „Wehret den Anfängen“ und „Nie wieder“ geprägt wurde.

Der Faschismus habe in Gestalt des Rechtspopulismus viel schneller seine Wiedergeburt gefunden, als viele Menschen und Betroffene des Nationalsozialismus jemals geglaubt hätten. Daher dürfe es keine Koalition mit der FPÖ geben. „Wehret den Anfängen“ bedeutet, stets auf der Seite der Schwachen zu stehen. Neoliberale Arbeitsmarktpolitik – so Barbara Novak – lasse die Empörung der Menschen gegen das System und sein Establishment wachsen. Ein Mausclick, ein Algorithmus, entscheidet über menschliche Schicksale. Sie zitierte Immanuel Kant, wonach moralisches Wissen nicht notwendigerweise zu moralischem Handeln führen

muss. Handeln werde durch Interaktion bestimmt. „Nie wieder“ sei keine Drohung, kein Fingerzeig, sondern ein Versprechen. Ein Versprechen nach einer gerechten und solidarischen Gesellschaft.

Nachdem an diesem Mahnmal ebenfalls ein Kranz niedergelegt wurde, zog der Gedenkmarsch weiter zur Gedenkstätte für die Opfer der NS-Justiz und der NS-Kinderereuthanasie. In der Gruppe 40 sprach die Bezirksvorsteherin des 9. Bezirkes, Saya Ahmad, Worte des Gedenkens. Der Krieg macht etwas mit dem Menschen, dem im Antlitz des Schreckens nur drei Wege blieben. Entweder ein Mensch bleibt und verstummt, um zu überleben, oder er flieht und lässt alles zurück, was ihn ausgemacht hat. Der dritte Weg bedeutet zu bleiben, aber Widerstand zu leisten. Es sind die Geschichten des drit-

ten Weges, des Widerstandes, die nicht vergessen und immer wieder erzählt werden müssen. Ihre Gedenkrede bereicherte sie mit einem gehaltvollen Zitat von Kurt Tucholsky: „Nichts ist schwerer und nichts erfordert mehr Charakter, als sich in offenem Gegensatz zu seiner Zeit zu befinden und laut zu sagen: Nein.“ Nur eine starke und mutige Sozialdemokratie könne dem aktuellen, weltweiten rechten Trend entgegentreten.

Die Abschlussrede am Ehrenhain für die Februar- und Spanienkämpfer hielt der stellvertretende Vorsitzende der Sozialistischen Jugend Wien, Paul Patscheider. Er erinnerte an den Internationalismus, an die internationale Solidarität der Sozialdemokratie. Weltweite Beispiele wie Chile zeigten und zeigen, dass rechte, neoliberal ausgerichtete Regierungen einen Klassenkampf von oben führen. Die Errungenschaften der ArbeiterInnenklasse sollen zerstört werden. Das Kapitalinteresse zählt, nicht die Interessen der Menschen. Die Sozialdemokratie steht seit Beginn ihrer Geschichte im Kampf gegen diese Systeme des Profites und Eigeninteresses.

Die Rede Paul Patscheiders endete mit einem wörtlichen Zitat Friedrich Adlers: „Wir gehören weder zu dem einen noch zu dem anderen Heerhaufen, sondern wir sind von einer anderen Welt. Wir sind nicht orientiert nach der Scheidewand, die dieser Krieg aufgerichtet hat zwischen den Völkern, die nebeneinander wohnen, sondern wir sind uns immer bewusst, dass die viel entscheidendere Scheidewand durch die ganze menschliche Gesellschaft geht, die in ihr oben und unten trennt, jene Scheidewand, die zwischen Herrschenden und Unterdrückten besteht.“

CREDIT: Julia Hinterseer-Priner



Otto-Bauer-Plakette an Andrea Exler verliehen

Im Rahmen einer Sitzung des Bezirksausschusses der SPÖ Hietzing überreichten Gerald Netzl und Theo Maier Genossin Andrea Exler am 11. November die Otto-Bauer-Plakette. Andrea Exler ist seit 1989 Mitglied unseres Bundes und unterstützt als Bezirksgeschäftsführerin der SPÖ die Aktivitäten unserer Bezirksgruppe nach Kräften, was auch SPÖ Hietzing-Vorsitzender Gerhard Schmid besonders hervorhob. Genossin Exler betonte in ihren Dankesworten, dass der Antifaschismus zu den wichtigsten Merkmalen und Aufgaben der Sozialdemokratie gehört. Die Redaktion gratuliert herzlich! ■



CREDIT: Bakri Hallak

Gerald Netzl, Theo Maier, Andrea Exler und Gerhard Schmid

Reich an Expertise und voller Engagement: Kurt Scholz

Nach 14 Jahren ehrenamtlicher Tätigkeit im Zukunftsfonds der Republik Österreich, davon acht Jahren als Vorsitzender, hat Kurt Scholz seine Tätigkeit am 8. Oktober 2019 beendet. Der „Kämpfer“ konnte seinen engen Freund, Genossen Wolfgang Neugebauer für einen Artikel über sein Engagement gewinnen.

In Kurt Scholz' Zeit sind unzählige wissenschaftliche Projekte und Publikationen zur Aufarbeitung des NS-Regimes sowie Gedenkaktivitäten im In- und Ausland gefördert und ermöglicht worden. Sowohl das DÖW als auch die Arbeitsgemeinschaft der NS-Opferverbände (und mit ihr die sozialdemokratischen FreiheitskämpferInnen) haben Kurt Scholz und dem Zu-

kunftsfonds viel zu verdanken. Als Freund, Genosse und Bergkamerad ist es mir ein Anliegen, aus diesem Anlass auf seine außerordentlichen Verdienste und Leistungen hinzuweisen.

Ich lernte Scholz 1978 kennen, als die vom DÖW gestaltete Österreich-Ausstellung in der Gedenkstätte Auschwitz in einem Modell im MAK präsentiert wurde. Scholz war damals ein junger Beamter im Unterrichtsministerium, wo er für die von Unterrichtsminister Sinowatz forcierte Politische Bildung in den Schulen zuständig war. Daraus entwickelte sich eine immer engere, konstruktive und bis heute anhaltende Zusammenarbeit. U. a. arbeiteten wir Anfang der 1980er-Jahre bei der Gestaltung der vier Medienkoffer zu Zeitgeschichte zusammen, mit der erstmals eine Fülle von zeitgeschichtlichen Materialien und Publikationen den österreichischen Schulen zur Verfügung gestellt wurde.

1984 führte Scholz' Weg an der Seite von Helmut Zilk vom Unterrichtsministerium in die Wiener Stadtverwaltung, wo er für die Stadtaußenpolitik, Kultur- und Schulprojekte zuständig war und zur rechten Hand des Bürgermeisters avancierte. In dieser Zeit entstanden – zum Teil gegen heftigen Widerstand – das Denkmal gegen Krieg und Faschismus von Alfred Hrdlicka und das Jüdische Museum Wien. Aufgrund seiner Profilierung in pädagogischen Fragen wurde Scholz 1992 zum amtsführenden Präsidenten des Stadtschulrats für Wien bestellt. Obwohl Scholz viele neue Initiativen gesetzt hatte und sich als Bildungsexperte in der Öffentlichkeit Anerkennung verschafft hatte (und bis heute von den Medien gefragter Interviewpartner ist), wurde er 2001 überraschend und unverdient als

Stadtschulratspräsident abgelöst. Er steckte diese Kränkung mit großer Disziplin weg und widmete sich seinem neuen Aufgabengebiet als Restitutionsbeauftragter der Stadt Wien.

Von den Aktivitäten in verschiedenen Organisationen und Institutionen können hier nur einige wenige hervorgehoben werden. Kurt Scholz leitete zwei Kommissionen zur kritischen Überprüfung der Ehrengräber der Stadt Wien, die zur Aufhebung der Ehrengräber von Antisemiten, Nazis und Kriegshetzern führten und neue Ehrengrabwidmungen für verdiente, aber übergangene Persönlichkeiten initiierten. Als Vorsitzender des Internationalen Forums Mauthausen, eines Beirats im Innenministerium, begleitete er die Neugestaltung der neuen Ausstellung in der Gedenkstätte Mauthausen. In der Opferschutzkommission der Katholischen Kirche (Klasnic-Kommission) kümmerte er sich um die Entschädigung von Missbrauchsoffern. Last not least sei auf seine jahrzehntelange verdienstvolle Mitwirkung im DÖW hingewiesen.

Bundeskanzlerin Brigitte Bierlein, oft Gast bei Zukunftsfondsveranstaltungen, dankte Kurt Scholz für seine ehrenamtliche Tätigkeit und stellte unter anderem fest: „Du warst seit der Gründung des Zukunftsfonds wesentlich an seiner Verankerung als wichtige Institution der Erinnerungskultur für die historische Verantwortung Österreichs und aber auch zur Stärkung des Bewusstseins für die Bedeutung von Demokratie, Menschenrechten und Toleranz beteiligt. Dazu hast du mit deiner reichen Expertise und deinem Engagement im Zukunftsfonds, aber auch in anderen verantwortungsvollen Aufgaben, einen wesentlichen Beitrag geleistet.“

2015 würdigte unser Bund Genosse Scholz' Engagement mit der Verleihung der Otto Bauer-Plakette. Wolfgang Neugebauer ■



Wolfgang Neugebauer und Kurt Scholz (rechts), Bergkameraden, Genossen, Antifaschisten

Gabi Tremmel-Yakali neue Vorsitzende im Burgenland

Am 21. November 2019 hielten die FreiheitskämpferInnen Burgenland ihre Landeskonferenz ab. Susanna Steiger-Moser übergab den Vorsitz an Gabi Tremmel-Yakali. Steiger-Mosers antifaschistisches Engagement wurde mit der Otto-Bauer-Plakette gewürdigt.

Im Anschluss an die Landeskonferenz fand die alljährliche Gedenkveranstaltung der FreiheitskämpferInnen statt, die wieder in Kooperation mit der Arbeiterkammer, dem BSA, der SJ und den Kinderfreunden Burgenland organisiert wurde. Als Ehrengast konnte Bundesvorsitzender Gerald Netzl begrüßt werden. Er überreichte Susanna Steiger-Moser die Otto-Bauer-Plakette. Sie ist die höchste Auszeichnung des Bundes Sozialdemokratischer FreiheitskämpferInnen und wird für die Verdienste im Kampf gegen Rechtsextremismus und Faschismus vergeben.

Das Hauptreferat des Abends hielt Universitätsprofessor Fritz Hausjell vom Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. Der Medienhistoriker ging in seinem Referat auf die Bedeutung des Warnens und Ermahnens in Hinblick auf die Verbreitung faschistischer und rechtsextremer Tendenzen in der Gegenwart ein und strich dabei auch die Bedeutung, Vergleiche zur Vergangenheit anzustellen, heraus.

Im Hinblick auf die rechtsextremen Attentate im Jahr 2019 mahnte die neue Vorsitzende des Landesverbandes Gabi Tremmel-Yakali: „Wir werden als

Gesellschaft wohl nie ganz die Taten einzelner Täter verhindern. Aber wir können dafür sorgen, dass die Ideen, auf die sie sich berufen, keine Verbreitung in der Gesellschaft finden. Wir können und müssen dafür sorgen, dass wir nicht abstumpfen ob der zahlreichen „Einzelfälle“. Wir müssen wachsam bleiben!“

Aspekte der Gedenkkultur im Burgenland

Im Rahmen der Veranstaltung präsentierte Susanna Steiger-Moser darüber hinaus das Projekt „Aspekte der Gedenkkultur im Burgenland“. In Kooperation mit der Geschichtswerkstatt Burgenland wurden von zwei Studenten alle 171 burgenländischen Gemeinden befragt, welche neuen Denkmäler oder Gedenkstätten für den Zeitraum 1933-45 errichtet wurden und ob es in ihrer Gemeinde so etwas wie eine Bürgermeistergalerie gibt, in der die Portraits der ehemaligen BürgermeisterInnen ausgehängt sind.

Von Interesse war vor allem der Umgang in den Gemeindestuben mit der Zeit von 1933-45, da in dieser Zeit Bürgermeister nicht demokratisch gewählt wurden, sondern vom Landeshauptmann eingesetzt. Die Anzahl der Gedenkstätten



Gerald Netzl und Mag.a Gabi Tremmel-Yakali überreichen Dr.in Susanna Steiger-Moser die Otto-Bauer-Plakette.



Einige Mitglieder des neu gewählten Landesvorstandes (v.l.n.r.): Claudia Schlag, Simon Luckinger, Thomas Izmenyi, Susanna Steiger-Moser, Hannelore Wallner, Gabi Tremmel-Yakali, Theresa Krenn, Dieter Posch, Claudia Kreiner-Ebinger.

seit 2000 ist gegenüber den vorigen Jahrzehnten enorm angestiegen und auch deren Diversität. Von 171 gaben 126 gute und ausreichende Informationen, 35 Gemeinden gaben keine oder kaum ausreichende Angaben. Gabi Tremmel-Yakali ■

Gedenken in Gmünd

Das Mahnmal, welches an hunderte Tote in den Wintermonaten 1944/45 eines im damaligen Getreidespeicher in Gmünd Neustadt untergebrachten Judentransportes erinnert, wurde im Bereich der Eichenallee neu aufgestellt.

Vorher befand sich das Denkmal in der Lagerstraße hinter dem Finanzamt Gmünd. Das Mahnmal erinnert aber nicht nur an die Vielzahl der To-

ten sondern auch in Form einer angebrachten Gedenktafel an den Mut und die Entschlossenheit des Arztes Dr. Arthur Lanc und seiner Frau Maria, welche drei jüdischen Gefangenen zur Flucht verhalfen, die bis zum Kriegsende unentdeckt blieben. Hierfür wurden sie von Yad Vashem mit der Auszeichnung „Gerechte unter den Völkern“ geehrt.

Der neue Platz des Mahnmales wur-

de nicht zufällig gewählt. Er befindet sich nicht nur weiter in unmittelbarer Nähe des ehemaligen Getreidespeichers sondern auch nächst der neu benannten Dr.-Arthur-Lanc-Straße.

Auf Betreiben von Paul Hefelle, Mitglied der ÖVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten und Bezirksrat, wurde 2018 in der Leopoldstadt ein Platz nach dem Ehepaar Lanc benannt. Arthur Lanc verbrachte dort seine Jugend und trat als Gymnasiast der im Bezirk beheimateten MKV-Verbindung Donaumark bei.



Die Gmündner Stadträte Michael Bierbach, Christian Rupp und Thomas Miksch

CREDIT: SPÖ Gmünd

Studienfahrt nach Melk und St. Aegydy

Am 2. November fuhren die FreiheitskämpferInnen Hietzing und Wien ins westliche Niederösterreich. Auf dem vom Hietzinger Vorsitzenden Theo Maier organisierten Programm stand als erster und umfangreichster Punkt eine Führung über das ehemalige Lagergelände und durch die KZ-Gedenkstätte Melk. Auf dem heutigen Gelände der Freiherr Karl von Birago-Pionierkaserne befand sich ein Außenlager von Mauthausen. Im ehemaligen Krematorium, der eigentlichen KZ-Gedenkstätte Melk, wurden Überblicksausstellung und Pietätsbereich besichtigt. Orts- und geschichtskundiger Guide war Christian Rabl.

Nächste Station war das Außenlager St. Aegydy am Neuwalde. Es bestand vom 2. November 1944 bis 1. April 1945 und wurde für die „Kraftfahrtechnische Lehranstalt der Waffen-SS“ errichtet. Beim Denkmal für die Opfer des Nazi-Terrors auf dem Ortsfriedhof legte man zum Gedenken und zur Ehrung einen Kranz nieder.

Auf der Rückfahrt nach Wien nutzte die Gruppe die Gelegenheit, das Stadtmuseum in Hainfeld zu besichtigen, in dem ein Extra-Raum der Einigung der österreichischen Sozialdemokratie 1888/1889 gewidmet ist.

WEBTIPP: www.melk-memorial.org



Wir trauern um Ernst Outolny

Ernst Outolny (1934 - 2019)

Am 6. November 2019 ist Ernst Outolny im Alter von 85 Jahren verstorben. Gen. Outolny wurde 1934 in Wien geboren, trat nach der Befreiung vom Nazi-Faschismus den Roten Falken bei und später der Sozialistischen Jugend. Er war langjähriger Funktionär der SPÖ Rudolfshaus-Fünfhaus, 1968–1994 Landtagsabgeordneter und seit 2002 Vorsitzender der Sozialdemokratischen FreiheitskämpferInnen Rudolfshaus-Fünfhaus.

Sein Engagement war stets geprägt von den Grundwerten der Sozialdemokratie. Als Antifaschist war er unermüdlich darum bemüht, über die dunkelsten Kapitel der österreichischen Geschichte aufzuklären. Der Träger der Otto-Bauer-Plakette war im Wiener Landesvorstand und im Bundesvorstand unseres Bundes eine starke Stimme der Mahnung – er wird uns auch dort fehlen.

Bürgermeister Michael Ludwig und die Vorsitzende der SPÖ Rudolfshaus-Fünfhaus Claudia Laschan würdigten Ernsts Wirken in unserer Bewegung. Unser aufrichtiges Beileid und tiefes Mitgefühl gilt all seinen Hinterbliebenen.

CREDIT: privat

125 Jahre Sozialistische Jugend

Viele Mitglieder und FunktionärInnen der FreiheitskämpferInnen starteten ihr politisches Engagement in der Sozialistischen Jugend (SJ). Die SJ ist heute eine wichtige Partnerin unseres Bundes. Wir wünschen alles Gute zum Geburtstag! Gerald Netzl wirft einen Blick auf die Entstehungszeit der größten linken Jugendorganisation unsers Landes.

Am 4. November 1894 wurde in der Gastwirtschaft Hamberger in Wien-Margareten, in der Castelligasse 1, der Verband jugendlicher Arbeiter gegründet, aus dem die Sozialistische Arbeiterjugend (Erste Republik), die Revolutionäre Sozialistische Jugend (RSJ) der Illegalität und 1945 die Sozialistische Jugend Österreich hervorgehen sollte.

Der Zusammenschluss von zwei Lehrlingsgruppen war die Geburtsstunde des Verbands. Buchdruckerlehrlinge aus Währing nannten ihren Klub „Bücherskorpion“, im nahen Ottakring entstand der „Jugendbund“ (Der Bücherskorpion ist ein nur wenige Millimeter großes Tier und kommt in der freien Natur aber auch in der Wohnung des Menschen und in Bibliotheken vor, wo er sich als Jäger von Staub- und Bücherläusen sowie Hausstaubmilben nützlich macht.). Bildung und Erziehung standen im Mittelpunkt der Aktivitäten. Der erste gemeinsame Auftritt in der Öffentlichkeit, noch vor dem Zusammenschluss, war 1894 beim Gang der Wiener Arbeiterschaft zum Grab der Märzgefallenen auf dem Zentralfriedhof.

Im Gründungsflugblatt hieß es: „Jedes Tier hat seinen Beschützer, das sind die Tierschutzvereine, die dafür sorgen, dass das Pferd nicht unnötigerweise vom Kutscher geschlagen wird; die Vögel haben ihre Beschützer, die dafür sorgen, dass sie im Winter ihr Futter finden; und existiert für den Lehrling etwa ein Verein, der dafür sorgt, dass er nicht unmenschlich behandelt wird? Nein!“ Zum ersten Obmann wurde Wilhelm Grünwald gewählt, sein Stellvertreter wurde Karl Stift. Bereits ein Jahr später sollten dem Verein 183 Mitglieder angehören.

Karl Stift vertrat den Verband auf dem zweiten österreichischen Gewerkschaftskongress vom 25. bis 29. Dezember 1896 in Wien. Dort wurde der Antrag, den Verband jugendlicher Arbeiter nach besten Kräften zu fördern und Neugründungen in der Provinz bestmöglich zu unterstützen, mit Mehrheit angenommen und die junge Organisation öffentlich von den Gewerkschaften anerkannt. Gleiches sollte, die Partei betreffend, im November 1902 auf Antrag Leopold Winarskys auf dem Parteitag in Aussig (Ústí nad Labem) beschlossen werden. Übrigens: Es gab damals auch deutschnationale und klerikale Jugendvereine. Erstere erblickten in der Erziehung zum Alkoholtrinken ihr eigentliches Ziel, während Zweitere sich in tatenlosem Beten und Dulden erschöpften...



Diese von Karl Heinz verfasste Broschüre mit 164 Seiten erschien 1932

Wir gratulieren: Oktober bis Dezember 2019

99. Geburtstag: Brainin Charlotte, Pospichal Berta, Wien; **96. Geburtstag:** Kratzer Herta, Wien; **95. Geburtstag:** Brainin Hugo, Wien; **94. Geburtstag:** Hiller Ferdinand, Wien; Röttig Bibiane, Strau; **93. Geburtstag:** Plattner Leo, Innsbruck; Blamhofer Barbara, Schwechat; **92. Geburtstag:** Mraz Hedy, Wien; **91. Geburtstag:** Tobisch Heinz, Neulengbach; Lengauer Trude, St. Pölten; Strobl Kurt, Wien; **90. Geburtstag:** Jirovetz Elisabeth, Traiskirchen; Capra Robert, Fischperer Otmar, Henriquez Lopez Jose, Loidolt Inge, Wien; **85. Geburtstag:** Wiesinger Oswald, Baden; Hagenauer Wilhelm, Schwarzingen Erna, Linz; Ungar Friedrich, St. Pölten; Pudschedl Kurt, Scheidl Brigitte, Witowetz Heinrich, Wien; **80. Geburtstag:** Piller Ernst, Eisenstadt; Rosenblattl Veronika, Linz; Mann Heidi, Mödling; Brandmüller Erika, Pölstal; Gebert Richard, Schwadorf; Berthold Erich, Dank Klaus, Dvorak Eveline, Holub Albert, Kohlbacher Renate, Kubicek Erika, Mohnl Hans, Rieder Sepp, Rössner Hedwig, Sarközi Helga, Schadauer Richard, Stix Bartholomäus, Wels Hans, Zauner Erna Wien; **75. Geburtstag:** Markowitsch Helga, Brunn am Gebirge; Uttner Walter, Deutsch Jahrdorf; Burket Eva, Falkenstein; Wissounig Dietger, Feldkirchen; Piber Herald, Feldkirchen in Kärnten; Svihalek Helmut, Grimmenstein; Lacina Robert, Haslau a.d. Donau; Bachmann Helmut, Innsbruck; Neugebauer Wolfgang, Laab Im Walde; Spiess Hans Peter, Mattersburg; Achitz Karl, Reisenberg; Kloimstein Lothar, St. Pölten; Hörtnagl Herbert, Steinach am Brenner; Grandits Alfred, Stinatz; Neidhart Rolf, Strasshof; Schrabacher Hans, Wald am Schoberpass; Celeda Christine, Cholewka Max, Eigner Christine, Fischer Elisabeth, Gallob Bernd, Greisinger Gerhard, Klein Erich, Kollwinger Franz, Miklos Christl, Poczynek Hilde, Schlensz Eva, Stepanek Peter Sen., Szeiferth Ernst, Tschakert Heinz, Zabrana Rudolf, Wien.



Vom Aussondern zum Auslöschen

Die Goldegger Wehrmachtsdeserteure, welche am 28.10.1944 in Mauthausen gehängt wurden, haben im Oktober 2019 an der dortigen Klagemauer eine Erinnerungstafel bekommen. Der Verein hat sich bemüht, zum 75. Todestag der Würdigung von Alois Buder, August Egger, Karl Rupitsch und Kaspar Wind nachzukommen. In der ergreifenden Rede von Brigitte Höfert fand sich so Treffendes wie die Unausweichlichkeit des Todes vor seiner eigentlichen Zeit durch das Auslöschen, und das gesellschaftliche Aussondern der Deserteure und teilweise deren Angehöriger damals; aber auch, dass dieses

mörderische Regime so planvoll öffentlich akzeptiert und legal töten konnte. Aus tiefstem eigenen Engagement stiftete Brigitte Höfert 2014 den Gedenkstein für die 14 Opfer des „Sturm“ am 2. Juli 1944 in Goldegg, denn ihr eigener Vater Karl Rupitsch war einer der Wehrmachtsdeserteure. Der Verein der „Freunde des Deserteurdenkmals in Goldegg – Plattform für regionale Erinnerungskultur“ entstand, dieser konnte nun unter Federführung von Paul Chalupy die Gedenktafel in Mauthausen installieren.

WEBTIPP: www.goldeggerdeserteure.at



V.l.n.r.: Matteo Gebhart (Landesvorsitzender FreiheitskämpferInnen Salzburg, Vorstandsmitglied Goldegger Deserteure), Brigitte Höfert (Obfrau Goldegger Deserteure, Vorstandsmitglied FK Salzburg), Nationalrätin Sabine Schatz

Holocaust-Museum Sereď

60 km östlich von Bratislava liegt das kleine Städtchen Sereď. Von 1941 bis 1945 bestand in Sereď ein Konzentrationslager, in dem slowakische Jüdinnen und Juden Zwangsarbeit leisten mussten. Der faschistische slowakische Staat unter Jozef Tiso zählte zu den Verbündeten Hitlerdeutschlands und setzte früh judenfeindliche Maßnahmen. Besonders pervers: Die slowakische Seite verpflichtete sich gegenüber dem Deutschen Reich für jeden deportierten Juden 500,- RM (2019 € 2.700,-) zu bezahlen und sein Vermögen ans Reich abzuliefern. Im Jahr 1942 wurden insgesamt 57.628 Juden aus der Slowakei deportiert, zumeist aus dem Sammellager Sereď, überwiegend nach Auschwitz-Birkenau.

Das Lager unterstand bis 1944 der Hlinka-Garde, nach der Niederschlagung des Slowakischen

Nationalaufstands (29. August - 28. Oktober 1944) und der nachfolgenden militärischen Besetzung der Slowakei durch deutsche Truppen der SS unter Alois Brunner. Die Todestransporte wurden wieder aufgenommen und weitere 13.000 Menschen ermordet. Dank der Hilfe einzelner Slowaken konnten in dieser Phase der Deportationen an die 10.000 Juden durch Flucht oder illegales Untertauchen im Land gerettet werden.

Das Arbeitslager in Sereď war vor dem Krieg eine Kaserne und wurde nach dem Krieg wieder als solche in Betrieb genommen. 2016 wurde in einem Teil des Kasernengeländes die erste Holocaust-Gedenkstätte der Slowakei eröffnet. Im Gebäude eins des staatlichen Museums geht es um die Beteiligung der Slowakei am Holocaust,



CREDIT: Gerald Netzl

Das Holocaust-Museum Sereď

Gebäude drei zeigt das Zwangsarbeitslager, Gebäude vier ist den ermordeten Juden gewidmet. Die gut gemachte Ausstellung ist modern und zweisprachig (Slowakisch und Englisch), an einem Audio-Guide auf Deutsch wird gearbeitet. Ende 2019 gab es noch keine Folder, Broschüren etc. auf Englisch. Gerald Netzl ■

Gedenkstätte Sonnenburg

Im kleinen, heute polnischen Dorf Słońsk (deutsch: Sonnenburg) nahe der Stadt Kostrzyn nad Odrą (Küstrin) erinnert ein kleines Museum an das Schicksal der Häftlinge des ehemaligen Konzentrationslagers und Zuchthauses Sonnenburg und an etwa 800 Häftlinge, die kurz vor der Befreiung durch die Rote Armee am 30. Jänner 1945 ermordet wurden. Ein 1974 errichtetes und später baufällig gewordenes Museum wurde rekonstruiert und 2015 mit einer neuen, zweisprachigen Ausstellung eröffnet.

Die ersten Häftlinge 1933/34 waren Oppositionelle aus Deutschland, im Verlauf des Krieges und der Besetzung vieler europäischer Länder wurden WiderstandskämpferInnen aus besetzten Gebieten weggesperrt. Von 1942 bis 1945 waren weit über 1.500 sog. „Nacht-und-Nebel-Häftlinge“ aus Frankreich, Belgien, Holland, Luxemburg und Norwegen inhaftiert. Unter den am 30. Jänner 1945 Exekutierten befanden sich auch 91 Luxemburger, die für die Wehr-

macht zwangsrekrutiert worden waren. Dieser größte Massenmord an Luxemburgern während des Zweiten Weltkrieges bleibt als „Massaker von Sonnenburg“ in schmerzvoller Erinnerung und ist im Großherzogtum wichtiger Bestandteil der antifaschistischen Gedenkkultur.

Am 6. April 1933 verschleppten die Nazis den Journalisten, Schriftsteller und Pazifisten Carl von Ossietzky nach Sonnenburg. Dort wurde er so wie die anderen Häftlinge von der SA schwer misshandelt. Ossietzky wurde mit weiteren bekannten Häftlingen im Frühjahr 1934 von Sonnenburg in das KZ Esterwegen im nördlichen Emsland verlegt. Eine Kampagne, ihm den Friedensnobelpreis 1935 zu verleihen und ihn so aus der Haft frei zu bekommen, war anfangs erfolglos. Kurz vor den Olympischen Spielen 1936 wurde er schwerkrank aus dem KZ entlassen und in das Staatskrankenhaus in Berlin verlegt, wo er allerdings auch unter Aufsicht der Gestapo stand.



CREDIT: Gerald Netzl

Denkmal neben dem Museum in Słońsk

Am 23. November 1936 wurde Carl von Ossietzky rückwirkend der Friedensnobelpreis des Jahres 1935 zugesprochen. Die Gestapo lehnte es ab, ihn zur Entgegennahme des Preises nach Oslo reisen zu lassen. Adolf Hitler verfügte anschließend, dass in Zukunft kein Reichsdeutscher mehr einen Nobelpreis annehmen dürfe.

Gerald Netzl ■



Von der Kraft der Zivilgesellschaft

Waltraud Barton wurde im November in Wien von der Israelitischen Kultusgemeinde die Marietta und Friedrich Torberg-Medaille verliehen. Geehrt wurde sie für ihr Engagement für das Gedenken an die nach Maly Trostinec Deportierten.

In Maly Trostinec wurden 1941 und 1942 beinahe 10.000 als jüdisch verfolgte Österreicherinnen und Österreicher ermordet. Das Bestialische geschah in Wien – der Ausschluss auf radikalste Weise, durch Ermordung bei Ankunft. Bis zur Gründung des Vereins „IM-MER Maly Trostinec erinnern“ kannte kaum jemand diesen Ort, fragte niemand: Wohin sind die gekommen, die zu uns gehört haben? Was ist mit ihnen geschehen? Dieser Fragepflicht kam keine offizielle Stelle nach, niemand interessierte sich für Maly Trostinec. Damit man endlich in Österreich nach den nach Maly Trostinec Deportierten fragt, hat Waltraud Barton 2010 den Verein „IM-MER Maly Trostinec erinnern“ gegründet. Fast zehn Jahre hat es gedauert, bis man einen Grabstein erkämpft hatte, jetzt gibt es endlich das „Massiv der Namen“ (vgl. „Kämpfer“ 4-6/2019, S. 6). Wir bringen Auszüge aus der Dankesrede von Waltraud Barton anlässlich der Verleihung der Torberg-Medaille am 6. November 2019.

... „DANKE für die Torberg-Medaille sagt mit mir auch die Zivilgesellschaft und der Verein IM-MER. Seine Mitglieder sind engagierte Österreicherinnen und Österreicher, manche von ihnen Angehörige. Auch aus meiner Familie wurden Verwandte nach Maly Trostinec deportiert und ermordet. Wie viele andere bin auch ich von der österreichischen Gesellschaft um Verwandte beraubt worden. In dem wir das Vergessen des bestialischen Ausschlusses 1941 und 1942 nach Maly Trostinec nicht akzeptieren, akzeptieren wir heute keinerlei – wie auch immer begründeten – pauschalen Ausschluss anderer aus unserer Gesellschaft. Wir, die Zivilgesellschaft. DANKE der IKG Wien, die mit der Verleihung der Torberg-Medaille an mich auch dieses zivilgesellschaftliche Engagement sichtbar macht.

Denn seit Bundeskanzler Kurz im

Frühjahr 2019 das „Massiv der Namen“ eingeweiht hat, wird der An-



V.l.n.r.: IKG-Präsident Oskar Deutsch, Waltraud Barton und Laudator Peter Huemer

teil des Vereins IM-MER an seiner Errichtung von den meisten öffentlichen Einrichtungen verschwiegen. So wird der Eindruck erweckt, das Gedenken an Maly Trostinec, an die Ermordeten wäre von der Regierung, den offiziellen Institutionen ausgegangen, obwohl es ausschließlich die Zivilgesellschaft war:

Die Forderung nach einer Gedenkstätte in Maly Trostinec haben viele

Hunderte unterschrieben, ich habe sie im Frühjahr 2016 im Parlament eingebracht, im Oktober 2017 ist sie im Plenum behandelt worden und der Nationalrat hat die Errichtung einstimmig (!) beschlossen. Es war die Bevölkerung, denn die ver-

Gemeinsam setzen wir Zeichen, die Lebenden für die Ermordeten. Wir gehören zusammen, niemand hat das Recht zu bestimmen, welche Gruppen „zu uns gehören“, wir lassen uns nicht spalten. Der Verein IM-MER gedenkt aller, die aus der Gesellschaft ausgeschlossen wurden und werden – damals wie heute – und wir erlauben keiner Regierung zu bestimmen, wer mehr oder weniger „zu Recht“ ausgeschlossen wird. Gruppen können nie zu Recht ausgeschlossen werden, auch wenn es dafür Gesetze gibt, wie es die Rassegesetze in der NS-Zeit waren.

Zu den Ereignissen in Österreich und vor allem zum Ausschluss einzelner Bevölkerungsgruppen zwischen 1938 und 1945 fordern wir mehr denn je ein eigenes Museum, wo genau diese Fragen gestellt werden: Wo war die Zivilgesellschaft? Wie können wir diese heute stärken? Dass sie so etwas nie wieder zulässt? Damit auch in Wien denkbar wird, was es in Berlin gegeben hat: Demonstrationen der Zivilgesellschaft gegen unmenschliche Handlungen der Regierenden und deren Gesetze, die zum Erfolg führen, wie bei den Demonstrationen in der Rosenstraße in Berlin ab 27. Februar 1943, als eine ständig wachsende Menschenmenge die Freilassung von rund 2.000 inhaftierten Juden und Jüdinnen erreichte.

Wir haben Kraft, wenn wir zusammenstehen und Erfolg, wenn wir Ausdauer haben, das beweist das „Massiv der Namen“. So danke ich für die Torberg-Medaille im Namen von allen, die die Petition des Vereins IM-MER unterschrieben haben. Und ersuche um Unterstützung bei der Forderung nach einem Holocaustmuseum in Wien, das sich mit allen Bevölkerungsgruppen beschäftigt, die während der NS-Zeit aus der Gesellschaft ausgeschlossen worden sind. Denn wir sind gegen jeden gruppenbezogenen Ausschluss von Menschen aus unserer Gesellschaft. Vielen Dank!“

Waltraud Barton ■

WEBTIPP: www.im-mer.at



Der Gemeindebau vom Austrofaschismus bis nach 1938

Ursula Schwarz hat im Katalog zur Ausstellung „Das Rote Wien 1919-1934“ im Wiener MUSA einen interessanten Beitrag über Umbenennungen von Wohnhausanlagen des Roten Wien verfasst, den wir freundlicherweise gekürzt wiedergeben dürfen.

Mit der Errichtung der Gemeindebauten begann das Rote Wien im Jahr 1919, die Wohnungsnot zu lindern und vielen Bürgerinnen und Bürgern ein menschenwürdiges Heim zu geben, in dem die drei Schlagworte Licht, Luft und Sonne Wirklichkeit werden sollten. Nach den Februarkämpfen 1934 war diese Ära jedoch beendet. Die neue Stadtregierung errichtete Kirchen und Polizeiwachstuben in den Gemeindebauten, etwa die Kirche St. Leopold im Sandleitenhof.

1925 begann die Gemeinde Wien mit der Benennung der Wohnbauten. Die christlichsoziale Opposition, die den damals vorherrschenden privaten Wohnbau weiterführen und den kommunalen Wohnbau einschränken wollte, war nicht erfreut, dass den neu erbauten Wohnhausanlagen die Namen sozialistischer Führungspersonalitäten gegeben wurden, denen damit ein Denkmal gesetzt wurde.

Bereits am 17. Februar 1934 wurde amtlich verlautbart, dass die Gemeindebauten, die nach marxistischen Führern benannt waren, umbenannt würden; welche Namen an deren Stelle treten würden, sollte später eine Kommission entscheiden.

Unterschieden werden müssen zwei Typen der Umbenennung: amtliche und wilde Umbenennungen. Wilde Umbenennungen erinnerten an Beteiligte an der Erstürmung eines Gemeindebaus im Februar 1934. So hieß der Karl-Marx-Hof bis 18. März 1935 nach dem Eroberer der Anlage während der Februarkämpfe, Karl Biedermann, Biedermannhof. Amtlich umbenannt wurden nur der Karl-Marx-Hof ab 1935 in Heiligenstädter Hof und der Matteotti-Hof in Giordani-Hof (Giulio Giordani war der Horst Wessel des italienischen Faschismus). Ansonsten behielten jedoch

alle Gemeindebauten ihre ursprünglichen Namen. Erst 1935/36 entschloss sich die Stadtverwaltung zögernd dazu, etwas zur Änderung der Benennungen zu tun. Dabei beschränkte man sich darauf, die alten Namen (39 an der Zahl), soweit sie politisch „gefährlich“ erschienen, zu entfernen. Die Gemeindebauten mit unverfänglichen Bezeichnungen blieben davon unberührt.

Die Auswahlkriterien für die Beseitigung der Namen waren nicht stringent. Es wäre verständlich, wären die Namen der marxistischen Führer, der Gewerkschaftsführer, der Funktionäre der sozialdemokratischen Partei und der bedeutenden internationalen Arbeiterführer getilgt worden; aber die Tilgung der Namen von George Washington, des ersten Präsidenten der USA, der Dichter Georg Herwegh und Heinrich Heine sowie des Sozialreformers und bürgerlich-demokratischen Abgeordneten Ferdinand Kronawetter ist nur schwer zu verstehen. Ihre Namen behielten hingegen der Reumann-Hof in Margareten, der Pernerstorfer-Hof und der Victor-Adler-Hof in Favoriten sowie der Schuhmeier-Hof in Ottakring. Man kann daraus ersehen, dass man entweder kein wirkliches Interesse an der Umbenennung von Gemeindebauten hatte, oder aber dass man die Arbeiterklasse nicht noch weiter gegen sich aufbringen wollte.

1938, nach dem „Anschluss“ Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland, wurde kein Gemeindebau mehr umbenannt, nur die Namen Pernerstorfer-Hof, Victor-Adler-Hof und Schuhmeier-Hof wurden aus dem Verzeichnis städtischer Realitäten gelöscht. Eine Kuriosität stellt der Reumann-Hof in Margareten dar: Er blieb, sowohl im Austrofaschismus als auch während des Nationalsozialismus unangetastet. Aus der NS-Zeit existiert nur



Die Titelseite des Ausstellungskatalogs

eine Neubenennung: der Otto-Planetta-Hof im 10. Bezirk, der bereits 1930/31 errichtet worden war und nach dem Zweiten Weltkrieg sofort in Maria-und-Rudolf-Fischer-Hof umbenannt wurde. Planetta erschoss am 25. Juli 1934 Engelbert

Dollfuß, wofür er am 31. Juli 1934 hingerichtet wurde. 1946 begann man mit der Rückbenennung der Bauten. Der Heiligenstädter Hof wurde wieder zum Karl-Marx-Hof und der Giordani-Hof zum Matteotti-Hof. Ursula Schwarz ■

Ausstellungstipp: ISOTYPE

Ergänzend zur Ausstellung im MUSA, die bis 19. Jänner 2020 zu sehen ist, ist bis März 2020 die Ausstellung „Geschichte und Gegenwart von ISOTYPE“ im Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum zu sehen. Sie thematisiert die „Wiener Methode der Bildstatistik“, die vom Team rund um Otto Neurath entwickelt wurde. Gezeigt werden Teile der Sammlung des Österreichischen Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums, Bildstatistiken, Broschüren, Fotos sowie der Atlas „Gesellschaft und Wirtschaft“ und Leihgaben von Original-Tafeln aus der Zwischenkriegszeit.

Weitere Informationen zum Rahmenprogramm finden sich unter www.wirtschaftsmuseum.at



Telefónica

14. bis 19. Dezember 1936, Madrid: Die deutsche Journalistin Anita Adam ist eine emanzipierte Frau mit politischem Weitblick. Wie viele AntifaschistInnen will sie die spanische Republik gegen den Putsch der Franco-Faschisten unterstützen. In der Zensurstelle der Telefonzentrale Telefónica, dem höchsten Gebäude der Stadt, vermittelt sie zwischen internationalen Journalisten und der militärischen Führung. Mit ihrem Versuch, das Zensursystem zu modernisieren, macht sie sich dort jedoch gefährliche Feinde. Einen Verbündeten findet sie in Agustín Sánchez, dem Kommandanten der Telefónica. Während sich die beiden allmählich nähern, fallen vor der Telefónica die Bomben von Hitlers Legion Condor auf die wehrlose Zivilbevölkerung, und die Front droht aufzubrechen.

Ilsa Barea-Kulcsar schrieb den auf persönlichen Erlebnissen basierenden Roman von 1938 bis 1939, das merkt man ihm an. Er erschien erstmals in Österreich in der Arbeiter-Zeitung in 70 Folgen vom 13. März bis 4. Juni 1949. Die Autorin hatte ein bewegtes politisches Leben hinter sich: SAJ und VSM in Wien, dann KJVÖ und KPÖ, Anfang der 1930er Jahre Rückkehr in die Sozialdemokratie. Fazit zum Buch: Die Rezension ist als Hinweis für jene gedacht, die (fast) alles über den Spanischen Bürgerkrieg lesen/sammeln. Es sind allerdings bessere Romane erschienen (z. B. Hemingway „Wem die Stunde schlägt“, Gustav Regler „Das große Beispiel“, „Juanita“, „Das Ohr des Malchus“).

Gerald Netzl ■



CREDIT: editionatelier

Ilsa Barea-Kulcsar: **Telefónica**. Edition Atelier, Wien, 2019, ISBN: 978-3-99065-017-2, 351 Seiten, € 25,00.

Meine Mama war Widerstandskämpferin

Der organisierte Widerstand gegen den Nationalsozialismus wird zumeist männlich gedacht – doch auch Frauen betätigten sich: Sie waren nicht unpolitisch und passiv, ihr Widerstand war nicht auf den humanitären Bereich beschränkt. Wer waren diese Frauen? Wie waren sie organisiert? Ein neues Buch legt anhand von drei Einzelschicksalen dar, in welche Netzwerke diese Frauen eingebunden waren und wie ihr Widerstand aussah. Barbara Eibensteiner gehörte dem illegalen KJV an, Irma Trksak einer Widerstandsgruppe der tschechischen und slowakischen Minderheit, Gertrude Horn war Mitglied der sich selbst so nennenden (jüdischen) „Mischlingsliga Wien“. Alle drei Wienerinnen kamen auch ins KZ Ravensbrück.

In konsequenter Folge wird auch das Weiterwirken untersucht: In Interviews mit Töchtern und Söhnen der Widerstandskämpferinnen wurden die Auswirkungen der Widerstandstätigkeit auf Mutter und Familie erhoben. Die Frauen haben ihren Kindern durchwegs antifaschistische, antirassistische und feministische Grundwerte mitgegeben.

Leider bleibt das Buch hinter den hohen Erwartungen, die der Titel erweckt, zurück. Das liegt zum Teil daran, dass der Widerstand – wie die Gesellschaft – patriarchalisch war und selbst in den behandelten Netzwerken Frauen in der Unterzahl waren. Das Buch wirft manchmal mehr Fragen auf, als es beantwortet und hat kleine historische Ungenauigkeiten, es fehlt ihm teilweise die Breite.

Gerald Netzl ■



CREDIT: Picus

Helga Amesberger, Simon Clemens und Brigitte Halbmayr: **Meine Mama war Widerstandskämpferin. Netzwerke des Widerstands und dessen Bedeutung für die nächste Generation**. Picus, Wien, 2019, ISBN: 978-3-7117-2085-6, 288 Seiten, € 26,00.

EINLADUNG

Gedenkveranstaltung an die hingerichteten AktivistInnen des Widerstandes

Montag, 27. April 2020, um 12:00 Uhr

Wiener Zentralfriedhof – Gruppe 40

Internationale Befreiungsfeier Gedenkstätte Mauthausen

Sonntag, 10. Mai 2020, um 11:00 Uhr

Um 10:00 Uhr Vor-Feier der FreiheitskämpferInnen

bei der Tafel für Richard Bernaschek

Der Gräbergang der sozialistischen Freiheitskämpfer

Vor 70 Jahren, am 1. November 1949 schrieb die Arbeiter-Zeitung unter der Überschrift „Niemals vergessen!“, die zum Motto unseres Bundes werden sollte, einen Artikel, den wir an dieser Stelle abdrucken.

Der Gräbergang der sozialistischen Freiheitskämpfer. Am Sonntag ging ein langer Zug, Männer und Frauen, zum Mahnmal im Zentralfriedhof. Dem Zug voran wurde die alte Fahne des Schutzbundes getragen, neben ihr die neue rote Fahne, die der Parteivorstand dem Bund sozialistischer Freiheitskämpfer gewidmet hat. Die Genossen, die sich hier trafen, waren die Träger der illegalen Organisation der Revolutionären Sozialisten, die meisten von ihnen haben viele Jahre Kerker oder Konzentrationslager hinter sich. Der Bund sozialistischer Freiheitskämpfer und Opfer des Faschismus ehrte mit dem Besuch im Zentralfriedhof und im Krematorium die Opfer beider Faschismen.

Stumm standen die Genossen und Genossinnen rings um das Mahnmal. Rosa Jochmann hielt eine flammende Gedenkred; an die Schicksalsgefährten, die Leidensgenossen wandte sie sich mit der Mahnung, niemals zu vergessen, wofür unsere Kameraden ihr Leben ließen: Wir sind nicht imstande, auf alle

Gräber einen Kranz zu legen, wir wären es auch dann nicht, wenn die Erde im vollsten Blüten wäre, denn die Anzahl unserer Opfer ist zu groß, soviel Blumen birgt unsere Erde nicht, dass wir imstande wären, jedes Grab unserer teuren Kameraden zu schmücken. Wir grüßen die Millionen Gräber unserer Genossen, die als Opfer des Krieges in fremder Erde ruhen und zu denen wir nicht pilgern können. Mit Ehrfurcht gedenken wir der vielen Millionen Toter fast aller Nationen der ganzen Welt, die in den Gefängnissen, Kerkern und Konzentrationslagern zugrunde gingen. Wir grüßen auch die unbekanntenen Gräber unserer jüdischen Freunde, die zu Millionen, vom Kind bis zum Greis, ohne Unterschied des Geschlechtes gemordet wurden.

Wir wollen hier, an dieser heiligen Stätte, den Schwur erneuern, dass wir allen die Hände reichen wollen, die guten Willens sind und die mit-helfen wollen beim Aufbau unseres Vaterlandes. Ebenso heilig aber ist uns das Gelöbnis, unbarmherzig zu



CREDIT: Gerald Netzl

Wiener Zentralfriedhof

kämpfen gegen die kleinsten Regungen eines neuen Faschismus, gegen Rassenhass und Rassenwahn, Weichherzigkeit an dieser Stelle wäre gleichzusetzen mit Feigheit und Dummheit. Vor allem aber lasst uns eine Fackel entzünden für die Freiheit, das größte Gut des Menschen, lasst uns geloben, dass wir heute genauso bereit sind, dafür alles zu opfern, wie wir es gestern waren!

Nach dem „Lied der Arbeit“ formierte sich der gewaltige Zug neuerlich. Es wurden Kränze nie-

dergelegt und die Fahnen senkten sich über den Gräbern der Juliopfer, der Februarkämpfer, der Justifizierten, der Nazigerichte, an den Grabsteinen Otto Bauers, Georg Weissels, Käthe Leichters sowie an den Urnen der Genossen Münchreiter, Felleis, Gerl und Svoboda im Krematorium. Mit dem Lied der Internationale bei den Gräbern der Schutzbündler fand der eindrucksvolle Gräbergang seinen Abschluss.

Gerald Netzl ■

Webtipp: www.arbeiter-zeitung.at

Wann, wenn nicht jetzt?

Im Vorjahr feilten Angelika Sacher und Klaus Bergmaier – beide FunktionärInnen unseres Bundes in Niederösterreich – an der Fertigstellung ihres in Summe sechsten gemeinsamen Albums. Es trägt den Titel „Wann, wenn nicht jetzt?“ und ist die vierte CD des Duos, die sich dem seltenen Genre der Revolutions-, ArbeiterInnen- und Frauenlieder widmet.

Highlights in der bisherigen Karriere waren ein Auftritt im Volkstheater in Wien (70er von Johanna Dohnal), eine Rundfunksendung auf Ö1, weiters der Einsatz von Aufnahmen von

Sacher & Bergmaier in diversen Filmen zur Zeitgeschichte sowie zur Frauenpolitik, sowie Auftritte bei den offiziellen Trauerfeiern für Johanna Dohnal und Sigi Maron.

Klaus Bergmaier vertonte für das Duo politische Lyrik von Peter Turrini, Jura Soyfer, Bachmann-Preisträgerin Cornelia Travnicek und vom 2018 verstorbenen Heinz R. Unger, dem Textautor der Proletenpassion. Letzterem und dem 2016 verstorbenen Sigi Maron sind einige Titel am aktuellen Album gewidmet.

Der titelgebende Song „Wann?“

stammt aus der Feder von Rio Reiser – angelehnt an ein Zitat von Willy Brandt. Songs von Reinhard Mey (Sei wachsam!) und John Lennon (Power To The People) dürfen hier ebenso wenig fehlen wie einige Klassiker des ArbeiterInnenlieds, wie das mitreißende „El pueblo unido“, erstmals ein jiddisches Lied (Arbetlose-Marsch), kämpferische Frauenlieder und einige Eigenkompositionen, unter anderem nach Texten des Wiener Neustädter Freiheitskämpfers Prof. Karl Flanner und des unlängst verstorbenen, unvergessenen Funktionärs unseres Bundes Peter Ulrich Lehner.



CREDIT: Preiser Records

Angelika Sacher & Klaus Bergmaier:
Wann, wenn nicht jetzt?
Preiser Records,
70 Minuten, ca. € 15,00.



Frühe Zeugen

Helmut Ritz schreibt an einem Essayband mit rund 20 Essays über KZ-Literatur. Er war so freundlich, Genossen Gerald Netzl für den „Kämpfer“ den Text über frühe Lager zur Verfügung zu stellen. Trotz Kürzungen übertrifft dieser in seiner Länge die üblichen Beiträge; das erscheint gerechtfertigt und soll Werbung für die vorgestellten Bücher machen. Sie alle gehören zum Kanon der antifaschistischen Literatur.

Bereits sechs Wochen nach Hitlers Machtantritt veranlasste der damalige Polizeipräsident von München, Reichsführer SS Heinrich Himmler, am 13. März 1933 die Errichtung des Konzentrationslagers Dachau. Zehn Tage zuvor war – als erstes nationalsozialistisches KZ – ein solches in der thüringischen Stadt Nohra (nahe Weimar) in einer Militärschule eingerichtet worden. Das Konzentrationslager Oranienburg folgte am 21. März 1933 und dann noch viele wenig bekannte der ersten Phase, in der es vor allem darum ging, politische Gegner aus dem öffentlichen Leben zu eliminieren.

Die frühen KZ unterstanden bis zum „Röhm-Putsch“ 1934 vielfach der SA, deren Exponenten hier mit aller Willkür herrschten. Misshandlungen standen an der Tagesordnung, in vielen Fällen mit letalem Ausgang. Der „unkontrollierte“ Terror durch SA und SS gegen die politischen Gegner im Frühjahr 1933 war durchaus Programm, wurde allerdings – auch wegen des großen Aufsehens, das es in der Öffentlichkeit erregte – schließlich in „geordnetere Bahnen“ gelenkt. Die Konzentrationslager blieben jedoch – im Gegensatz zu den Gefängnissen, in denen den Häftlingen immerhin noch gewisse Rechte zugestanden wurden – ein rechtsfreier Raum und waren von der Außenwelt abgeschirmt. Nur unter der rigiden Auflage, über ihren Aufenthalt im KZ zu schweigen und der Androhung erneuter und verschärfter Haft, wurden mitunter Insassen entlassen.

Dennoch wurden die Zustände in den deutschen KZs schon bald auch im Ausland bekannt, da einzelnen Häftlingen nicht nur die Flucht aus dem Konzentrationslager, sondern auch die aus Deutschland gelang, wo ihre Berichte veröffentlicht wurden, somit das System der Konzentrationslager bereits ab der ersten Phase der Naziherrschaft international publik machten.

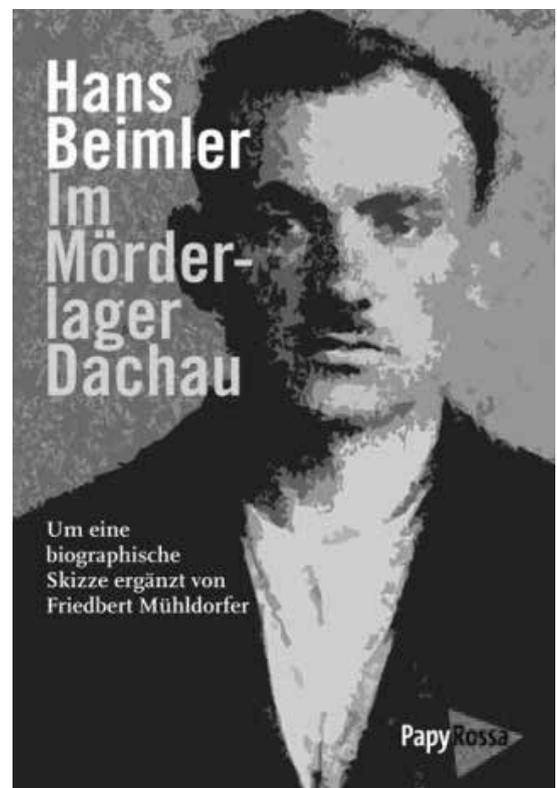
Hans Beimler

Der erste umfassende Bericht stammte von Hans Beimler. Seit 1919 Mitglied der KPD, war er, nachdem er in der Partei zahlreiche Funktionen ausgeübt hatte, von 1932 bis 1933 auch Abgeordneter im Deutschen Reichstag gewesen. Am 11. April 1933 wurde er verhaftet, im Münchner Polizeipräsidium bereits schwer gefoltert und dann ins Lager Dachau überstellt. In der Nacht vom 8. auf den 9. Mai gelang ihm jedoch die Flucht. Er wurde noch wochenlang von Genossen versteckt, bevor er über Prag nach Moskau entkam. Dort verfasste er seinen Bericht über die 28 Tage, in denen er der Gewalt von SA und SS ausgesetzt gewesen war, „mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört und am eigenen Leib verspürt“. Bereits im August 1933 erschien dieser Bericht unter dem Titel „Im Mörderlager Dachau – Vier Wochen in den Händen der braunen Banditen“ und wurde noch im selben Jahr ins Englische, Russische und Jiddische übersetzt. 1935 folgte die französische Übersetzung, 1937 die spanische. Selbst in Deutschland kursierte die Schrift bald vielfältig unter der Hand.

Bestimmt war es dem Ansehen des frisch an die Macht gelangten Nazi-Regimes nicht dienlich, wenn es da hieß: „Das Urteil über mich war schon gefällt, als ich noch gar nicht in Dachau, sondern noch in Polizeihaft war. Für die braunen Henker war schon klar, dass ich, wie sie selbst in den folgenden Tagen dutzendmal ganz offen zu mir sagten, das Lager nicht mehr lebendig verlassen werde.“ Oder wenn er über einen SS-Mann schreibt: „Er blieb gleich am Kopfende stehen und klemmte meinen Kopf unter den rechten Arm, wobei er mir zugleich mit der linken Hand den Mund zuhielt. Nachdem er mich in die von ihm gewünschte Lage gebracht hatte, hörte ich nur noch: ‚Los – drauf!‘ Und nun schlugen die braunen Kapitalknechte solange auf meinem Körper herum (das Hemd hatte der ‚Kopfhäl-

ter‘ bis an den Kopf hochgezogen), bis ich keinen Laut mehr von mir gab. Ob es 60 oder 70 oder noch mehr Schläge mit dem Gummiknüppel waren – ich weiß es nicht, denn sie hatten mich bewusstlos geprügelt.“

Und Beimler – der Zeuge von Mord und Selbstmord in Nachbarzellen wurde – berichtet, dass ihm der für die Baracke verantwortliche SS-Mann in der Zelle einen zwei Meter langen Kälberstrick in die Hand gedrückt und ihn aufgefordert habe, diesen am Wasserleitungshahn aufzuhängen – mit der Weisung: „Wenn in Zukunft wieder jemand die Zelle betritt, ha-



ben sie eine militärische Haltung einzunehmen und zu sagen: Der Schutzhaftgefangene Beimler meldet sich zur Stelle, und“ – auf den Strick zeigend – „sollten Sie irgendwelche Zweifel bekommen, dann steht er ihnen zur Verfügung.“

Um danach immer wieder zu hören: „Der Strick ist immer noch unbenutzt?“ – „Bin nur neugierig, wie lange du dich noch zur Stelle meldest.“ – „Du bist doch eine ganz feige Sau; wenn du einen Charakter hättest, dann hättest du auch den Mut, Schluss zu machen.“

Besonders bedrückend für Hans Beimler war indes auch, dass seine Frau Centa am 21. April 1933 ebenfalls verhaftet wurde: „...dass es der Bande nicht genügte, dass sie mich in ihre bluttriefenden Hände bekommen hat, sondern dass sie auch noch meine Frau ins Gefängnis geworfen haben, wie sie ja auch alle anderen Frauen der führenden Funktionäre verhafteten. Nur solche Frauen konnten damit rechnen, wieder freigelassen zu werden, deren Männer, wie Dressel, Hausmann u.a., ermordet waren.“ Centa Beimler wurde tatsächlich freigelassen, nachdem ihr Mann am 1. Dezember 1936 im Spanischen Bürgerkrieg vor Madrid gefallen war.



Gerhart Seger

Ein zweiter früher Bericht über das Schreckensregime in deutschen Konzentrationslagern stammt von Gerhart Seger, einem sozialdemokratischen Politiker, der von 1930 bis März 1933 Abgeordneter im Deutschen Reichstag gewesen und kurz nach der Machtübertragung an Hitler verhaftet worden



war. Die ersten Monate verbrachte er im Gefängnis in Dessau, bevor er im Juni 1933 gemeinsam mit anderen politischen Gefangenen (39 Kommunisten und mit der KPD Sympathisierende sowie drei Sozialdemokraten) ins KZ Oranienburg nördlich von Berlin überführt wurde. Nach sechs Monaten gelang ihm im Dezember 1933 die Flucht aus der Haft und über die Grenze in die Tschechoslowakei, wo er 1934 seine Erlebnisse niederschrieb und unter dem Titel „Oranienburg. Erster authentischer Bericht eines aus dem Konzentrationslager Geflüchteten“ mit einem Geleitwort von Heinrich Mann veröffentlichte.

Später wird Jean Améry in seinem Essay „Die Tortur“ schreiben: „Schon in den ersten Tagen des Dritten Reiches hatte ich gehört von den Kellern der SA-Kaserne in der Berliner General-Pape-Straße. Bald danach hatte ich das meines Wissens erste deutsche KZ-Dokument, das Büchlein ‚Oranienburg‘ von Gerhart Seger gelesen.“

Deshalb habe er, als er im Juli 1943 in Belgien von der Gestapo verhaftet wurde, gedacht, es könne für ihn nichts Neues mehr geben auf diesem Felde: „Was sich ereignen würde, wäre dann gleichsam einzugliedern in die einschlägige Literatur. Gefängnis, Vernehmung, Prügel, Folter – am Ende aller Wahrscheinlichkeit nach der Tod: so stand es geschrieben und so würde es verlaufen.“

Hatte er doch in Segers Büchlein gelesen: „...das Vierteljahr Einzelhaft im Dessauer Gefängnis, das ich in meiner ersten Schutzhaftzeit vor Oranienburg verbrachte, erschien mir nach den Oranienburger Erfahrungen von einer geradezu himmlischen Ruhe erfüllt, und so erging es allen Gefangenen, die vor ihrer Einlieferung ins Lager die Ordnung einer Gefängniszelle kennen gelernt hatten.“ Denn im KZ stand der Tod auf der Tagesordnung: „Einer der ersten jungen anhaltischen Kommunisten, die am zweiten Tag nach Zimmer 16 zur Vernehmung geholt wurden, war der Arbeiter Hagedorn aus Coswig. Wir haben ihn nach seiner Abholung nicht wieder gesehen. Nach der Vernehmung wurde er zur Sanitätsstube und dann ins Krankenhaus gebracht. Dort verschied er am Tage darauf, weil ihm vom Sturmbannführer Krüger (Trebbin) und seinen SA-Helfern buchstäblich

bei lebendigem Leibe die Nieren zerschlagen worden waren. [...] Am 28. Juni, am 14. Tag unseres Aufenthaltes, hatten wir den zweiten Toten, den 31-jährigen Arbeiter Sens aus Zerbst. [...] Er verschied durch Herzschlag infolge der durch die zahllosen und wahnsinnigen Schläge am ganzen Körper aufgetretenen Blutstauungen.“

Was das Quälen der Häftlinge betrifft, war die SA auch in Oranienburg recht erfinderisch. Hier nennt Gerhart Seger insbesondere die Stehsärge, „Ausgeburten einer geradezu mittelalterlichen Folterknechtsphantasie: Wenn die Zellen nicht gerade überfüllt waren, konnten sich die zu Arrest Verurteilten immer noch nachts auf dem Fußboden langlegen. Das war noch zu viel der Humanität. Deshalb ließ der Lagerkommandant im Oktober Dunkelarrestzellen bauen, die völlig aus Stein, eine Bodenfläche von 60 zu 80 Zentimetern hatten, sodass also ein Mensch darin gerade aufrecht stehen konnte.“

Zu dem, was Gerhart Seger zu berichten wusste, stellte Heinrich Mann in seinem Geleitwort fest: „Ein ganzes Volk wird in Schrecken erhalten, es wird durch Schrecken entsittlicht und verbraucht. Die Unsittlichkeit derer, die es beherrschen, liegt offen zu Tage: das sind Schwindler, Lügner, Mörder an Leibern und Seelen, es sind stumpfe oder freche Verächter der Menschennatur, auch ihrer eigenen. Indessen ist es genau so erniedrigend, Unrecht zu dulden, wie Unrecht zu tun. Deutschland duldet es ohne Gegenwehr.“

Willi Bredel

Schon bald folgte aber auch die erste literarische Aufarbeitung einer KZ-Haft. Es war der Roman „Die Prüfung“ des Schriftstellers Willi Bredel. Wie viele andere Kommunisten war er 1933 in den ersten Monaten der Nazi-Herrschaft in „Schutzhaft“ genommen worden. Dreizehn Monate war er dann im KZ Hamburg-Fuhlsbüttel eingekerkert, bevor er unter der Auflage, über seine Haft strengstes Stillschweigen zu bewahren, entlassen wurde. Danach gelang ihm die Flucht über die deutsche Grenze in



die Tschechoslowakei, wo er den genannten Roman, den er schon im KZ konzipiert hatte, niederschrieb. Noch im selben Jahr, 1934, erschien der Roman in London. Er wurde in 17 Sprachen übersetzt und erzielte bis Kriegsende eine Auflage von einer Million Exemplaren.



Der gelernte Dreher Bredel, seit 1919 Mitglied der KPD, hatte schon 1923 am Oktoberaufstand der Hamburger Arbeiter teilgenommen, wofür er zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Danach begann er auch journalistisch zu arbeiten und wurde 1928 Redakteur der Hamburger Volkszeitung. Wegen literarischen „Hoch- und Landesverrats“ wurde er 1930 zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt, in der er seine beiden ersten Romane – „Maschinenfabrik N & K“ (1930 erschienen) und „Die Rosenhofstraße“ (1931) – schrieb. Die Veröffentlichung eines weiteren, „Der Eigentumspapirgraph“, wurde durch die Machtübertragung an Hitler verhindert.

Im Roman „Die Prüfung“ schildert Willi Bredel neben anderen auch reale Personen, wobei er die Namen der Häftlinge, die er beschrieb, wohlweislich veränderte, während er SS-Männer, angefangen beim Lagerkommandanten Paul Ellerhusen, mit der Nennung ihres Namens publik machte. In der Figur des Walter Kreibel ist der Autor selbst unschwer zu erkennen. Mit der des Heinrich Torsten hat er dem KPD-Reichstagsabgeordneten Matthias Thesen, der elfeinhalb Jahre im KZ inhaftiert war und dann noch in den letzten Stunden der Naziherrschaft von der SS ermordet wurde, ein frühes Denkmal gesetzt. Den Sozialdemokraten Dr. Fritz Kollwitz aus dem Roman identifizierte Bredel später als den Lübecker Journalisten Dr. Fritz Solnitz, wobei er auch klarstellte, dass dieser, nicht wie im Roman beschrieben, Selbstmord begangen habe; im Nachhinein hatte sich nämlich herausgestellt, dass er totgeprügelt worden war.

Wenn Bredel im Roman den Lagerkommandanten sprechen lässt, kann man mit Recht davon ausgehen, dass dies dem Originalton sehr nahe kam. So erklärt dieser nach Walter Kreibels Ankunft im Konzentrationslager: „Das Lager ist kein Gefängnis und auch kein Zuchthaus: Das Lager hat seine besonderen Aufgaben zu erfüllen. Ich wiederhole: Es soll jedem Staatsfeind Furcht und Grauen einflößen. Wer einmal drin war, soll bis an sein Lebensende mit Angst und Schrecken an diese Zeit zurückdenken!“ ... „Und vor der Entlassung, wobei Kreibel, während er in dessen volles, zufriedenes Gesicht blickt, daran denken muss, dass eben dieser Mensch mit dem Revolver in der Hand dabeistand, als er ausgepeitscht wurde: ‚Ich gebe dir den Rat, vergiss, was hinter dir liegt. Darin besteht die höhere Kunst des Lebens, dass man sich nur an das Gute erinnert und das Schlechte vergisst. Wahre deine Zunge, wir lassen nicht mit uns spaßen. Dies war eine Zeit der Prüfung.“

Das Martyrium des Heinrich Torsten, das Bredel im Roman verfolgt, beginnt schon vor dessen Überstellung ins KZ: „Seit seiner Einlieferung ins Stadthaus sitzt Heinrich Torsten in einer Box. Das sind die schmalen Schränke, die Miesicke für Spinde gehalten hat. Sie sind auch in der Tat nicht größer als gewöhnliche Spinde, einen halben Meter breit und eine Kleinigkeit tiefer. Die Türen dieser Boxen sind oben durchlöchert. Das ist die einzige Luftzufuhr. In einer solchen Box hockt Heinrich Torsten. Er hockt darin bereits dreizehn Stunden.“

Die Häftlinge waren nicht vollkommen von der Außenwelt abgeschottet. So konnten sie sich gelegentlich auch Zeitungen besorgen. Und da Bredel im Februar 1934 noch in Fuhlsbüttel eingekerkert war, ist er dabei, als Meldungen aus Österreich und Frankreich bis zu ihm und seine Zellengenossen dringen: „In dies triste Gefangenendasein platzte eines Tages eine Nachricht, die mit einem Schlage jeden einzelnen hochreißt und mit neuen Hoffnungen erfüllt. Der Kalfaktor kommt und klopft leise.

Welsen ruft um Ruhe und horcht an der Tür.

„Nathan?“

„Ja, was hast du?“

„Hör zu, ganz tolle Sache. In Paris und Österreich ist Revolution!“

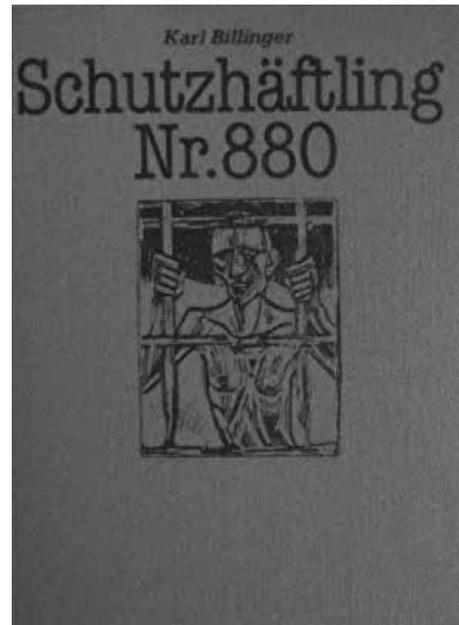
„Mensch, Erni, mach keinen Unsinn!“

„Im Ernst, in Wien ballern sie wie verrückt. Hunderte Tote. Die Arbeiter haben ganze Stadtteile besetzt.“

Anders als die zuvor genannten Berichte von Hans Beimler und Gerhart Seger sorgte Willi Bredels Roman dafür, dass nicht nur politisch, sondern auch literarisch Interessierte über das menschenverachtende System der deutschen Konzentrationslager Bescheid wussten.

Paul Massing

Ein weiterer Roman, „Schutzhäftling Nr. 880“, erschien 1935 in Paris. Hinter dem am Umschlag angegebenen Autor Karl Billinger verbarg sich der 33-jährige Paul Wilhelm Massing, der sowohl der Haft im KZ Sachsenhausen als auch der weiteren Verfolgung durch das NS-Regime hatte entkommen können. Massing war nach seinem Studium bis 1931 am Internationalen Agrarinstitut in Moskau und anschließend in der KPD als Mitarbeiter des Zentralkomitees beschäftigt gewesen. Gleich anderen Kommunisten



wurde er nach dem sogenannten „Ermächtigungsgesetz“ vom März 1933 von der Gestapo verhaftet. Die folgenden Monate bis zu seiner Entlassung im Dezember 1933 schildert er in seinem Roman als Ich-Erzähler, aber keineswegs nur autobiographisch. So erhält auch das Konzentrationslager, in das der Erzähler eingeliefert wird, den fiktiven Namen „Hubertshof“.

Die Schilderungen aus dem Columbia-Haus – einer ehemaligen Militärstrafanstalt auf dem Tempelhofer Flugfeld in Berlin, das die SS zu einem ihrer Folterhäuser gemacht hatte – entsprechen aber wohl seinen eigenen Erlebnissen in diesem: „Sie schlugen mich über den Kopf, bis ich umfiel. Dann brachten sie mich durch Fußtritte wieder zur Besinnung und schlugen mich aufs Neue nieder. Ich lernte später, dass diese Inspektionen zum Arbeitssystem des Untersuchungsrichters gehören, das darauf abgestellt ist, die Moral der Gefangenen gleich zu Beginn der Schutzhaft unter allen Umständen zu brechen.“

Und: „Die beiden SS-Leute, die hinter mir standen, packten mich und rissen mich die Treppe hinunter in den Keller. Dort wartete schon das diensttuende ‚Vorbereitungskommando‘. Aus einer Wanne holten sie die nassen Pferdepeitschen heraus. Sie zogen besser, wenn sie vorher im Wasser gelegen hatten.“

Dazu stellt er fest: „Niemals hatte ich so viel Qual, Todesangst, Verzweiflung und Leid gesehen. Niemals hätte ich Menschen solcher Scheußlichkeiten für fähig gehalten. Es schien kein Ende zu geben. Schreiben oder Briefe empfangen war verboten, niemand wusste, wessen er angeklagt war, und was ihm bevorstand. Die primitivsten Rechte des kriminellen Verbrechers waren uns entzogen.“

Und er vermerkt, dass ihn in diesen Stunden weder Mut noch Feigheit, weder der Gedanke an seine Frau oder seine Mutter vom Selbstmord abgehalten hätten, sondern das Bewusstsein, dass in denselben Mauern fünf-hundert Genossen das gleiche Schicksal mit ihm teilten.



Vom Columbia-Haus wird der Erzähler mit anderen Häftlingen ins Gefängnis Plötzenssee gebracht, wo die SS einen größeren Transport für ein Konzentrationslager zusammenstellt. Mit 127 anderen kommt er am 15. August im KZ „Hubertshof“ an, wo er folgenden Vergleich anstellt: „Die SS des Lagers unterschied sich auf den ersten Blick von dem Sturm im Columbia-Haus. Dort waren es ganz vorwiegend Söhne des städtischen Kleinbürgertums gewesen, mit intellektuellen und lumpenproletarischen Elementen vermischt, hier im Lager rekrutierte sich das Gros der SS aus ländlichen Bevölkerungsschichten. Sie waren weniger geschmiegelt und besaßen nicht die sadistische Vollkommenheit ihrer Kollegen von Berlin. Was ihnen aber an Finessen abging, ersetzten sie redlich durch bäuerliche Brutalität.“

Er erhält aber auch einen wichtigen Einführungsunterricht: „Fritz ging neben mir und klärte mich auf. Das wichtigste sei, nicht aufzufallen. Ich sollte sofort heute Abend, wenn wir zurück seien, andere Hosen anziehen, mir eventuell ein paar alte von einem anderen Häftling borgen. Einen Hut zu tragen, war ganz unmöglich. Es machte mich von vornherein zu einem ‚Intellektuellen‘ und zog die Aufmerksamkeit der SS auf mich. Im Lager höchste Vorsicht! Die Verwaltung hatte einen systematischen Spitzeldienst in den einzelnen Kompanien eingerichtet. Er nannte mir die Namen der beiden Kalfaktoren meiner Kompanie, die ‚nicht sauber geschnitten‘ seien.“ Aber auch: „Sie schlagen Dich, bis Du in die Hosen scheißt. Sowie sie Dich über den Tisch ziehen, musst Du deshalb mit aller Kraft drücken. Wenn es ihnen zu sehr stinkt, hören sie auf.“

Nach seiner Entlassung gelang es Paul Massing nach Frankreich zu entkommen, wo er seinen Roman veröffentlichte. 1939 emigrierte er schließlich in die USA, wo er nach Beginn des Zweiten Weltkriegs das Buch „Hitler is no Fool“ (Hitler ist kein Idiot) schrieb, in dem er Hitlers Vernichtungspläne aufzeigte.

Bruno Heilig

1941 kam in London das Buch „Men Crucified“ („Menschen am Kreuz“) des österreichischen Journalisten Bruno Heilig hinzu, in dem dieser seine Haft in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald eingehend beschrieb.

Der aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Hohenau an der March stammende Autor hatte ursprünglich für die ungarische Nachrichtenagentur MTI und später als Korrespondent für die Vossische Zeitung als Korrespondent in Budapest gearbeitet, bevor er 1928 von der Horthy-Regierung des Landes verwiesen wurde. Er übersiedelte nach Berlin, wo er erst für den Ullstein-Verlag und dann als Korrespondent für den Wiener Tag schrieb. Als er im September 1933 erfuhr, dass er verhaftet werden sollte, verließ er umgehend die deutsche Hauptstadt in Richtung Wien. Hier wurde er am 15. März 1938 verhaftet.

Als aktiver Antifaschist wurde er schon 14 Tage später mit dem sogenannten „Prominententransport“ nach Dachau überführt, wo den Häftlingen, wie Heilig in „Menschen am Kreuz“ schreibt, sogleich klargemacht wurde, was ihnen nun blühen würde: „Hängt euch alle auf, noch heute Nacht“, sagt einer. „So erspart ihr euch alles andere. Lebend kommt doch keiner hinaus von hier. Noch heute Nacht. Stricke gibt’s genug...“

Und die Ansprache eines SS-Hauptsturmführers: „Ihr seid jetzt in Dachau“, schnarrt er uns an. „Ihr werdet bald merken, was das heißt. Im Lager herrscht Standrecht. Jeder Fluchtversuch, jede Auflehnung hat die sofortige Erschießung zur Folge. Hauptstrafen sind: Prügel und Baumhängen. Merkt euch das!“

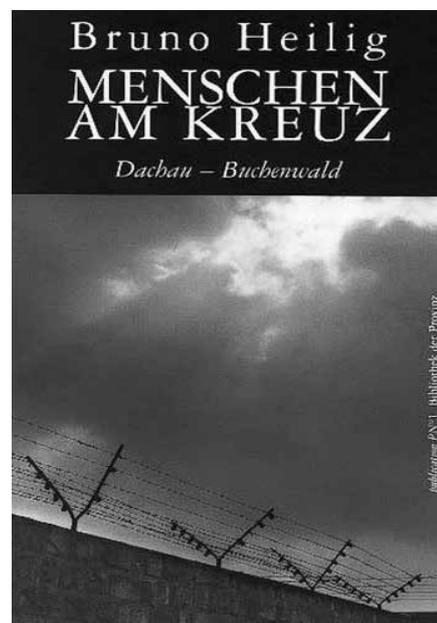
Rasch muss Heilig die Realität des Lebens im Konzentrationslager erkennen: „Keine Phantasie kann sich das Treiben hier vorstellen. Hundertfüßig Menschen schleppen Steine, schlagen wie besessen auf Betonblöcke los, schieben auf einem Gleis am Graben schwerbeladene Kippwagen, ununterbrochen gehetzt und geschlagen und getreten, SS-Leute und Capos brüllen wie die Irren, und Gefangene stöhnen und jammern. Wir haben kein Wasser, viele lassen die Zunge aus dem Mund hängen wie die Hunde.“

Alles muss sich, wie er in seinem Buch ausführt, auf den Willen zu überle-

ben konzentrieren: „Die Beine wollen nicht, das Herz will nicht, der Atem stockt und will nicht ... nur ich will, weil ich weiß, dass ich wollen muss, weil ich so ungeheure Sehnsucht nach dem Leben habe... Es ist nur ein Wille da, der funktioniert, und es tragen nicht die Beine, es atmet nicht die Brust, es ist nur der Wille, der noch da ist, und der macht das alles... der Wille zum Leben.“

Dabei stellt sich in aller Beharrlichkeit die Frage: Kann, darf es diese Wirklichkeit überhaupt geben.

„Da muss man aufhören zu denken. Dachau kann doch gar nicht wahr sein... Es ist alles Gräuelpropaganda... So etwas gibt es nicht, kann es nicht geben... Da ist die kleine Bestie, unser Capo... und der andere sagt, es gibt noch einen ärgeren... Sterzer, den Namen muss ich mir merken... Aber den gibt’s sicher gar nicht... Es gibt kein Dachau und keinen Sterzer, weil es das nicht geben kann... Es ist alles Gräuelpropaganda, was ich hier erlebe... Gräuelpropaganda schneidet in meine Schulter... Gräuelpropaganda...“



Zementblöcke sind Gräuelpropaganda... Es gibt ja überhaupt keinen Zement... Alles ist Lüge... Lüge schneidet in mein Fleisch.“

Und er stellt fest: „Wir lebten im Unwirklichen. Das Unwirkliche war unsere Wirklichkeit. Der Stacheldraht grenzt den Menschen schärfer von der Welt ab, als es die Wände der Gefängniszelle vermögen.“

Heilig, später nach Buchenwald verlegt, erhielt im Februar 1939 einen eingeschriebenen Brief von seiner Frau; darin befand sich ein Dokument, das bestätigte, dass für ihn eine Schiffskarte nach Shanghai voll bezahlt worden sei. Er wusste, dass seine Frau nicht genug Geld hatte, um eine Schiffspassage nach Shanghai zu bezahlen; er wusste aber auch, dass der Gestapo solche Bestätigungen zumeist genügten. Und so begann ein langes Warten. Am 27. April 1939 konnte Bruno Heilig schließlich das Konzentrationslager Buchenwald verlassen.

Heilig fuhr sofort nach Mailand, wohin ihm seine Frau und sein älterer Sohn bald folgten. Der jüngere Sohn war bereits im Dezember 1938 mit einem Kindertransport nach Großbritannien gelangt. Da Bruno Heilig bereits als Korrespondent für den Londoner Jewish Chronicle gearbeitet hatte, erleichterte dies seine Einreise im August 1939.

Im Juli 1941 erschien sein Roman „Menschen am Kreuz“ in englischer Übersetzung in London. Bereits im August folgte eine zweite und Anfang 1942 eine dritte Auflage. Allein dies zeigt, dass auch dieses Buch damals erhebliche Aufmerksamkeit fand.

Wolfgang Langhoff

Wolfgang Langhoff, nach dem Krieg für viele Jahre Intendant des Deutschen Theaters Berlin, entkam ebenfalls dem Konzentrationslager, als er im Rahmen der sogenannten Osteramnestie 1934 freigelassen wurde; und er entkam auch dem NS-Staat durch Flucht in die Schweiz, wo er 1935 das Buch „Die Moorsoldaten. 13 Monate Konzentrationslager“ veröffentlichte, das nach der Übersetzung ins Englische ebenfalls als früher Bericht über die Brutalität der Nazi-Herrschaft weltweit Beachtung fand.

Langhoff, der als Schauspieler und Regisseur in Düsseldorf gearbeitet hatte, aber auch künstlerischer Leiter der 1930 gegründeten Agitprop-Theatergruppe „Nordwest ran!“, einer kommunistischen Laientheatergruppe, sowie Mitglied der Düsseldorfer Ortsgruppe der „Assoziation revolutionärer bildender Künstler Deutschlands“ gewesen war, wurde schon am 28. Februar 1933 „zum Schutz von Volk und Staat“ von der Gestapo verhaftet und im Düsseldorfer Gefängnis sogleich schwer misshandelt. Im Juli 1933 wurde Langhoff mit 480 „Schutzhäftlingen“ ins seit einem Monat bestehende KZ Börgermoor bei Papenburg gebracht, von wo aus die nahegelegene Moorlandschaft kultiviert werden sollte. Langhoff kam in eine Baracke, die zu 95 Prozent mit Arbeitern und Mitgliedern der Kommunistischen Partei belegt war. Die Wahl des Barackenältesten blieb ihm in besonderer Erinnerung:

„Es war eine groteske Situation: Mitten im Lager, umgeben von Stacheldraht, Terror, Schlägen und Misshandlungen – eine Art Parteiversammlung mit Wahl und Ansprachen! [...] Für mich hatte dieses Festhalten an der Überlieferung etwas Rührendes. Später habe ich auch die Bedeutung und Kraft erkannt, die in dieser Überlieferung ruht. Denn nie in meinem ganzen Leben habe ich unter Menschen einen solchen Grad von Zusammenhalt, Treue und Kameradschaft erlebt.“

Eines nachts wurden sie dann aus den Betten gehetzt; die SS-Männer, die sie zuvor noch aus der Kantine grölen gehört hatten, wollten noch ihren Spaß haben:

„Wir werden in drei großen Schubs durch die enge Barackentüre ins Freie gejagt. Durch eine Gasse von SS-Männern, die mit Füßen, Kolben und Laten, an denen noch die Nägel waren, auf uns einschlugen. Jedes Mal, wenn 20 oder 30 Mann in wahnsinnigem Tempo durch die Tür gesaust sind, stoppen zwei SS-Männer den Strom ab, damit auch alle etwas abbekommen.“

Hinterher wurde diese Nacht die „Nacht der langen Latten“ genannt. „Ihr Ergebnis war: drei Schwerverletzte, wovon der eine monatelang im Lazarett lag mit Brustfellentzündung, der andere Nierenblutungen hatte und der dritte eine schwere Hüftverletzung davontrug. Wir anderen hatten nur geprellte Arme, Hintern und Beine.“

Drei Wochen nach der „Nacht der langen Latten“ hatten dann auch die Häftlinge ihr Vergnügen, denn an einem Sonntagnachmittag fand mit Erlaubnis der Kommandantur zur allgemeinen Aufmunterung eine „Zirkusvorstellung“ statt, von Langhoff inszeniert, der alle möglichen Talente zusammensuchte, von Akrobaten und Sängern bis zu Tierimitatoren und Keulenschwingern. Nach vielen Abenden des Probens verkündete ein Plakat:

„Zirkus Konzentrazani! Heute große Galavorstellung! Riesentierschau! Die größten Ochsen der Welt. Noch nie dagewesen – das Moorballett! Luft- und Parterreakte. August – der Urkomische! Beginn 2.30.“

Und schließlich war es soweit: „Alle Köpfe wandten sich dem Eingang zu: Mit dem Kommandanten an der Spitze zog die SS ein. Es wurde still unter den 900 Häftlingen. Ein wenig verlegen nahm die SS Platz. Neugierige Augen blickten zu ihnen hin, so wie: Na, passt mal auf Jungens, jetzt werden wir euch was zeigen!“

Langhoff stellt dazu fest: „Die SS kam sozusagen zu uns als Gast! Wir, die wir nicht mehr das Leben von Menschen führten, hatten es gewagt, für einige Stunden über uns selber zu bestimmen, ohne Befehle, ohne Anweisungen, ganz so, als ob wir unsere eigenen Herren wären und als ob so eine Einrichtung wie Konzentrationslager nicht existierte! Dieses Gefühl war in der Masse der Zuschauer deutlich spürbar.“



Und dann hörten die Häftlinge, aber auch die SS-Mannschaft erstmals vom vierzig Mann starken Chor vorgetragen das Lied von den Moorsoldaten. Langhoff berichtet: „Ich sah den Kommandanten. Er saß da, den Kopf nach unten, und scharfte mit dem Fuß im Sand. Die SS still und unbeweglich. – Ich sah die Kameraden. Viele weinten.“ Beim letzten Refrain, dem „Nicht mehr mit dem Spaten“ löste sich die Erstarrung und bei der Wiederholung sangen alle neunhundert Mann mit. Damit schloss die Veranstaltung und die Häftlinge kehrten in ihre Baracken zurück, gefolgt von einzelnen SS-Männern, die ganz begeistert waren. Langhoff schreibt, dass hier die ersten menschlichen Worte von beiden Seiten gewechselt worden seien. Aber auch: „Zwei Tage darauf wurde das Lied verboten. Wahrscheinlich wegen der letzten Strophe, die ja auch wirklich mehrdeutig ausgelegt werden kann. Trotzdem waren es die SS-Leute, die immer wieder und wieder das Lied zu hören verlangten und es gegen die Kommandantur durchdrückten, dass wir auf den weiten Märschen zum Arbeitsplatz das Lied sangen.“

Wolfgang Langhoff wurde zusammen mit mehreren anderen Häftlingen am 1. Dezember 1933 ins KZ Lichtenburg in der Stadt Prettin verlegt. Seinen Worten zufolge war dort die Behandlung ähnlich wie im KZ Börgermoor. Allerdings sei die Schlägergruppe der SS noch brutaler und gemeiner gewesen und die Gesamtatmosphäre quälender, unsicherer und nervöser.

„Ich will hier vorweg bemerken, dass das Lager Lichtenburg eines der grausamsten Lager Deutschlands war. In der Zeit, die ich dort verbrachte, also vom 6. Dezember bis 31. März, haben allein vier Morde stattgefunden.“

Und dann wurde Wolfgang Langhoff – gewissermaßen von einem Tag auf den anderen – freigelassen: „Unfassbar. Ruhig nehme ich die Verfügung zur Hand. Da steht es: Der Schutzhäftling Wolfgang Langhoff ist am 31. März, vorm. 10 Uhr, nach ernster Verwarnung nach Berlin zu entlassen. Düsseldorf. Polizeipräsidentium. Ohne Begründung. Ohne irgendetwas.“

Und während sich mein Herz darauf vorbereitet, die ersten Schritte in die Freiheit zu tun, ziehen die Schatten der dreizehn Monate vorbei und mischen sich seltsam mit dem kommenden Licht. Im schwankenden Fluss der Gesichter gräbt sich ein Gedanke fest in mir ein: nichts vergessen. Es bleiben noch viele zurück. Nichts vergessen.“

Doch die wiedergewonnene Freiheit gestaltete sich für Wolfgang Langhoff nicht einfach. Kein Theaterdirektor in Deutschland wollte den ehemaligen KZ-Häftling beschäftigen oder getraute sich, dies zu tun. Hingegen erneuerte das Schauspielhaus Zürich das Angebot eines Engagements. Langhoffs Antrag auf Ausstellung eines Passes wurde jedoch abgelehnt: Aus politischen Gründen, wie es hieß. So blieb ihm gar nichts anderes übrig, als illegal über die Grenze zu gehen. Damit fand er neben der Arbeit als Schauspieler und Regisseur nicht nur die Möglichkeit, seine Erinnerungen niederzuschreiben, sondern auch die, sie sogleich zu veröffentlichen. ■



CREDIT: dasorenwien.at

Max Winter, verkleidet als Obdachloser, im Zuge seiner Reportage für die Arbeiter-Zeitung über „Strotter“ im Jahre 1902

Er wurde im ungarischen Tárnok geboren und kam 1873 mit seiner Familie nach Wien. Nach dem Abschluss der Handelsschule studierte Max Winter Nationalökonomie, Geschichte und Philosophie an der Universität Wien. Bereits als junger Erwachsener betätigte sich Max Winter als Journalist, zunächst beim „Neuen Wiener Journal“. Mit Beginn des Jahres 1895 wurde Max Winter Gerichtsreporter bei der von Victor Adler geleiteten Arbeiter-Zeitung. Diese Erfahrung beeinflusste ihn sein ganzes Leben. Journalisten sollten auf die Straße, in die Fabriken, in die öffentlichen Gaststätten, in die Häuser und Wohnungen, auf Sport- und Spielplätze, in die Gerichtssäle, in die Polizeistuben, in die Rettungswachen, in die Spitäler, in die Gefängnisse, in die Gemeindestuben sowie in die Waisen- und Armenhäuser gehen, um aus der Wirklichkeit des Lebens zu berichten.

So wurde Max Winter ein Reporter, der brillante soziale Reportagen über die untersten Gesellschaftsschichten verfasste. Einmal ließ er sich als Bettler verkleidet ins Polizeigefängnis werfen, ein anderes Mal lebte er in einem Obdachlosenheim. Er arbeitete als Statist in der Hofoper, als Kulissenschieber im Burgtheater oder als Lohn-

Max Winter

Am 9. Jänner 2020 jährt sich der Geburtstag von Max Winter zum 150. Mal.

schreiber in einer Kolportageromanfabrik. Rund 1.500 Reportagen entstammten der Feder von Max Winter. Diese unterlegte er mit wissenschaftlichen Erkenntnissen, Statistiken und mit Akten und Archivmaterial. Im Rahmen seiner Recherchen bereiste er die gesamte Monarchie. Die soziologischen Studien in der Arbeiter-Zeitung und anderen Blättern der sozialdemokratischen Presse wurden zu Büchern zusammengefasst: „Im dunkelsten Wien“ (1904), „Das goldene Wiener Herz“ (1905), „Im unterirdischen Wien“ (1905).

Während des Ersten Weltkrieges waren seine journalistischen Arbeiten und Aktivitäten gegen den Krieg gerichtet. Er verfasste den Zweibänder „Der österreichisch-ungarische Krieg in Feldpostbriefen“. Dieses Werk gilt als herausragende Dokumentation der harten und brutalen Erfahrungswelten des Krieges. Auch seine Sozialreportagen in der Arbeiter-Zeitung thematisierten die Frage, was der Krieg mit dem Menschen macht. Besonders eindrucksvoll ist die mehr als zwanzig Artikel umfassende Serie von Reisereportagen aus dem zerstörten Galizien. Er interessierte sich für Flüchtlinge in Wien, für die Krankheiten der Opfer des Krieges, wie Typhus, Cholera oder Tuberkulose. Er besuchte Flücht-

lingsheime und Spitäler und prangerte die skandalösen sanitären Bedingungen an. Von 1914 bis 1918 fungierte er als Chefredakteur der Arbeiter-Zeitung.

Von 1911 bis 1918 war Max Winter sozialdemokratischer Abgeordneter im Reichsrat. Er war nach dem Ersten Weltkrieg Mitglied der Provisorischen Nationalversammlung. Er gehörte dem Provisorischen Gemeinderat der Stadt Wien an, in dem er auch als Provisorischer Stadtrat fungierte. Er war von 1919 bis 1920 Mitglied des Gemeinderates und bekleidete das Amt des Vizebürgermeisters. Von 1920 bis 1923 war er Abgeordneter zum Wiener Landtag und Gemeinderat, wobei er als Stadtrat für Wohlfahrtswesen von 1919 bis 1920 die Grundlagen jener Sozialpolitik schuf, auf die Julius Tandler im „Roten Wien“ aufbauen konnte. Zudem war Max Winter von 1925 bis 1933 Bundesrat.

Sein Herz galt den Kinderfreunden, die 1908 in Graz gegründet wurden. Er war Mitbegründer und Bundesobmann der Kinderfreunde in den Jahren 1920 bis 1930. Legendär ist die Aktion „Mühlstein“. Durch diese gelang es ihm, in ganz Österreich Kinderbibliotheken zu errichten. Max Winter gründete für den Wahlkampf 1923 im Übrigen



CREDIT: wikipedia/GuentherZ

Grabstätte von Max Winter auf dem Matzleinsdorfer Friedhof in Wien-Favoriten

die Frauenzeitschrift „Die Unzufriedene“. Diese Zeitschrift war so erfolgreich, dass er sie als Periodikum weiterführte.

Nach den Februarkämpfen 1934 emigrierte Max Winter in die USA. Dort führte er den Kampf für die Arbeiterschaft weiter. Nachdem er in einer Veranstaltung der New Yorker Carnegie-Hall Engelbert Dollfuß als „Arbeitermörder“ bezeichnet hatte, wurde ihm am 17. Dezember 1934 wegen „österreichfeindlichen Verhaltens im Ausland“ die Staatsbürgerschaft entzogen.

Am 11. Juli 1937 verstarb Max Winter völlig verarmt in einem Krankenhaus Hollywoods. An der Urnenbeisetzung auf den Matzleinsdorfer Evangelischen Friedhof beteiligten sich im September 1937 tausende Menschen. CMA ■

Ausgewählte Werke von Max Winter

Max Winter: Das schwarze Wienerherz. Sozialreportagen aus dem frühen 20. Jahrhundert.
Hg. von Helmut Strutzmann. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1982

Max Winter: Arbeitswelt um 1900. Texte zur Alltagsgeschichte.
Hg. von Stefan Riesenfellner. Wien: Europa-Verlag 1988 (Materialien zur Arbeiterbewegung, 49)

Max Winter: Expeditionen ins dunkelste Wien. Meisterwerke der Sozialreportage.
Hg. von Hannes Haas. Wien: Picus 2006 (3. Aufl. 2018)

Max Winter: „Die Steigeisen der Kopflaus“. Wv. Sozialreportagen aus den Anfängen des investigativen Journalismus.
Hg. von Traude Korosa. Wien: Edition moKKa 2012



„Tue recht und scheue niemand!“

Unser Bund lebt vom ehrenamtlichen Engagement seiner Funktionärinnen und Funktionäre. Wichtig ist, dass das Know-how von langjährigen MitarbeiterInnen an neue weitergegeben wird. Dominik Lang, Vorsitzender in Meidling, traf sich dazu mit Kurt Cizek, dem langjährigen und 2019 ausgeschiedenen Vorsitzenden der Brigittenuau, und führte folgendes Interview. Das Interview fand innerhalb von zwei Jahren in drei Sitzungen statt.

Wie bist du zu den FreiheitskämpferInnen gekommen?

Meine Mutter erzählte mir, dass die Gestapo einmal in unsere Wohnung kam. Ich war sehr jung, etwa vier Jahre alt und konnte mich nicht mehr erinnern. Aber ihr Erlebnis, das sie mir später als junger Mann erzählte, prägte mich nachhaltig. Sie beschloss damals sofort in der Wohnung meiner Tante unterzutauchen, was ihr zum Glück auch gelang. Mein Vater starb 1942 in Auschwitz.

Es war für mich daher selbstverständlich, als ich 1959 der Partei beitrug, gleichzeitig den FreiheitskämpferInnen beizutreten.

Manchmal höre ich die Kritik, dass bei den FreiheitskämpferInnen „zu viel Gedenken“ stattfindet, der Gegenwart und der Zukunft nur wenig Beachtung geschenkt wird. Findest du diese Kritik berechtigt?

Nein. Zu wenig Gedenken bedeutet auch zu wenig Geschichte. Ich behaupte das Gegenteil. Weil wir zu wenig Gedenkveranstaltungen hatten, haben wir die Entwicklung der Rechten in der Gesellschaft forciert, sodass im Laufe der Zeit die Erinnerung an die WiderstandskämpferInnen fast verloren gegangen ist. Gedenken schafft Zukunft.

Auf den Vorwurf, der Zukunft wenig Beachtung zu schenken kann ich nur sagen, dass es keine Garantie gibt, dass nicht in einigen Generationen wieder ein Führer auftritt und die Menschen ins Verderben führt.

Was verstehst du unter guter Aufklärungsarbeit?

Unter guter Aufklärungsarbeit verstehe ich die Aktivierung



Dominik Lang und Kurt Cizek



Am 30. September 2015 überreichte der damalige Kulturminister Josef Ostermayer (l.) das Goldenen Verdienstzeichen der Republik Österreich an Kurt Cizek (r.)

der eigenen Mitglieder an der Erinnerungskultur Interesse zu wecken. Diese Arbeit muss auch in die Partei getragen werden.

Woraus bestand deine Arbeit als FreiheitskämpferInnen-Funktionär?

Aus der Teilnahme an Gedenken und Gedenkfahrten, der Jugendarbeit – insbesondere bei Schulbesuchen, dem Abhalten von Vorträgen, der Mitarbeit bei Ausstellungen und der Zusammenarbeit mit der Sektion. Zusätzlich bin ich seit achtzehn Jahren Herausgeber des Mitteilungsblattes der Brigittenuauer FreiheitskämpferInnen. Natürlich ist es wichtig, die Mitgliedsbeiträge zu kassieren und die Mitglieder zu betreuen.

Wer sind deine wichtigsten AnsprechpartnerInnen auf Bezirks-, Landes- und Bundesebene?

Als erstes auf Bezirksebene die Partei mit dem Vorsitz der Bezirksorganisation und seiner Stellvertretung, sowie ihre sämtlichen Vorfeldorganisationen wie die SJ, JG, FSG, die Bezirksbildung, der WAT und andere. Weiters die Bezirksvorsteherung und der unpolitische Bereich mit dem Bezirksmuseum (Brigitta-Kapelle/Georgisch-Orthodoxe Kirche) oder der VHS. Nicht zu vergessen: der Kontakt zu anderen politischen Parteien (ÖVP, KPÖ und Grüne) und zu kirchlichen Organisationen (z. B. röm.-kath. Kirche). Auf Landesebene die Wiener Bildungsakademie, der Stadtrat für Bildung und der Wiener Bildungsvorsitzende, sowie die Landesorganisation der FreiheitskämpferInnen. Auf Bundesebene bleibt der Bundesvorsitzende und Vorstand der FreiheitskämpferInnen wichtigster Kontakt.

CREDIT: BKA/Andy Wenzel



Was gilt es als FreiheitskämpferIn im Umgang mit PolitikerInnen besonders zu beachten? Erstens: bei der Verwirklichung von Gedenkprojekten im öffentlichen Raum. Zweitens: bei Demonstrationen und Aktionen im öffentlichen Raum?

Grundsätzlich gilt es den eigenen Standpunkt gegenüber PolitikerInnen offen zu vertreten und inhaltlich zu argumentieren gegebenenfalls auch durchzusetzen.

Wichtig ist es auf Veranstaltungen zu gehen und dort die Projekte mit den EntscheidungsträgerInnen zuerst anzusprechen. Es empfiehlt sich das Projekt konkret zu verfassen und die Unterlagen danach per Mail an diese zu versenden, bei Ausbleiben der Antwort nochmals persönlich nachzufragen. Wenn notwendig, kann man auch einen Antrag stellen.

Man muss sich bewusst sein, dass man ein/e GegendemonstrantIn ist. Jegliche Demonstration und Aktion im öffentlichen Raum soll friedlich und behördlich korrekt ablaufen. Die Mittel sollen dem Zweck Genüge tun und letzten Endes für die Idee gewinnbringend sein.

Gibt es für dich politische Vorbilder?

Selbstverständlich. Otto Haas, Rosa Jochmann, Anton Proksch.

Was denkst du über linksradikale/rechtsextreme Jugendliche?

Das sind für mich politisch verirrte Jugendliche. Gegenüber ihnen bin ich grundsätzlich immer sehr gesprächs- und diskussionsbereit. Wir DemokratInnen haben alle versagt, weil wir ihnen die Werte der Demokratie nicht vermitteln konnten.

Welche Erfahrungen machst du beim Anwerben von Neumitgliedern (Jugend, Erwachsene und PensionistInnen)?

Bei den Jugendlichen mache ich positive Erfahrungen. Der Einsatz für den „Freiheitskampf“

wird von ihnen anerkannt. Leider ist keine spezifische Jugendorganisation in unserer Organisation vorhanden. Dabei ist es wichtig die Jugend vor „Weisheiten und Vorurteilen“ zu bewahren. Ihnen gilt es Interesse und Gehör zu zeigen.

Bei den Erwachsenen Interesse für unsere Idee zu wecken, bedeutet für mich, sie anhand meiner Arbeit mit ihren Referenzen zu überzeugen. Die Verknüpfung der Leistungen der Sozialdemokratie mit ihrer Lebenserfahrung im Gespräch ist mir dabei sehr wichtig.

Bei den PensionistInnen muss ich sagen, dass sehr viele von ihnen freiwillig unserer Organisation beigetreten sind. Dabei spielt das Alter und die historische Erfahrung natürlich eine sehr große Rolle.

Bei den 80- bis 90-Jährigen sind die Erinnerungen an die NS-Diktatur, Krieg und Wiederaufbau noch wach. Ihr Beitritt war und ist für sie eine Selbstverständlichkeit. Bei den 60-, 70-Jährigen ist es schon etwas anders. Da sie die Diktatur und den Krieg nicht mehr bewusst erlebt haben, fällt es ihnen schon schwerer den Zusammenhang zwischen der Vergangenheit und ihrer Gegenwart herzustellen. Der Wirtschaftsaufschwung in der Nachkriegszeit kam bei ihnen voll an. Sie profitierten von der Politik unter Bruno Kreisky und den Errungenschaften der Gewerkschaften. Wir dürfen nicht müde werden sie daran zu erinnern.

Was empfehlest du der Jugend?

Freie Meinungsäußerung nach dem Motto „tue recht und scheue niemand“.

Wie siehst du die Bedeutung unserer Organisation innerhalb der Partei?

Die Bedeutung ist im Laufe der Zeit gesunken. Sie kann aber durch die Erinnerung an unsere kämpfenden Genossinnen und Genossen gestärkt werden. Wir dürfen nicht vergessen, dass wir von diesen Menschen gegründet wurden.

Wichtig ist die verstärkte Kontaktaufnahme mit antifaschistischen Organisationen außerhalb der Sozialdemokratie.

Wie siehst du die Zukunft der FreiheitskämpferInnen?

Wenn wir unsere Zukunft selbst gestalten, dann können die von und gesteckten Ziele auch erfüllt werden. Mit unserer Gedenkarbeit werden wir auch stärker in der Gesellschaft als Organisation verwurzelt sein.

„Sündenfälle“ der Sozialdemokratie?

Es macht mich traurig, wenn die GenossInnen heute sagen: „Ja unterm Kreisky...“ Dabei ist das schon 40 Jahre her! Die Sozialdemokratie ist zu bürgerlich geworden. Die Solidarität innerhalb der Partei „von den Einen im weißen zu den Anderen im blauen Mantel“ wurde vernachlässigt. Die Distanz zwischen den GenossInnen hat zugenommen.

Ein anderes großes Problem ist Desinformation, persönliches Desinteresse bis zur Ignoranz. Erna Musik erzählte mir, als sie vom KZ in die Bezirkspartei zurückkam, die GenossInnen ihr ausrichteten, dass wenn sie es schon überlebt hat, „es daher nicht so schlimm gewesen sein könnte!“

Gab es Beschlüsse der Partei, die du rückblickend als Fehler erkennst?

Die Aufgabe der Arbeiter-Zeitung, was definitiv noch zur Desinformation auch in Bezug auf unsere antifaschistische Arbeit beitrug. Es wäre schön gewesen, wenn die AZ den Sprung zu einer breiten Arbeiterboulevardzeitung geschafft hätte, ohne auf ihre politischen Wurzeln zu vergessen.

Was wünschst du dir von der Sozialdemokratie jetzt und in Zukunft?

Mehr Oppositionspolitik und eine stärkere Vorbildwirkung unserer PolitikerInnen im Sinne der sozialdemokratischen Idee.

Dominik Lang ■

Alles erfahren und niemals vergessen

1938, in der Nacht vom 9. auf 10. November erlebte Tirol eines der dunkelsten Kapitel der Geschichte. Tausende sahen zu, als jüdische Familien überfallen, misshandelt und ermordet wurden. In Innsbruck verloren drei Menschen in dieser Nacht ihr Leben, ein weiterer wenige Tage später.

Die sozialdemokratischen FreiheitskämpferInnen Tirol gedenken jedes Jahr, am 9. November, dieser grausamen Nacht und ihrer Opfer. 200 Personen fanden sich am jüdischen Friedhof ein, um dem Pogromgedenken beizuwohnen.

„Über Vergangenes berichten und gedenken, damit die Vergangenheit nie vergessen wird“,

so Elisabeth Fleischanderl, Vorsitzende der sozialdemokratischen FreiheitskämpferInnen, in ihrer Eröffnung. Stadträtin Elisabeth Mayr



hielt die diesjährige Gedenkrede und sprach sich für eine lebendige Erinnerungskultur und eine Kultur der Verantwortung aus.

„Alles erfahren und niemals vergessen - so könnte man die beiden Pole einer Erinnerungskultur umschreiben, einer Erinnerungskultur mit starkem Gegenwartsbezug, die unsere Gesellschaft, unser Land und unsere Stadt heute so dringend braucht“, appellierte Stadträtin Mayr.

Für eine würdevolle musikalische Umrahmung sorgten der Chor der Vielfalt und die Klezmermusik mit Julia Schumacher-Fritz und Karl-Heinz Putzer. ■



Josef Gerl (1912-1934) – Niemals vergessen!

Josef Gerl war Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend und des Republikanischen Schutzbunds Brigittenau. Im Goethehof beteiligte er sich an den Februarkämpfen, floh danach in die Tschechoslowakei und kehrte bald darauf wieder nach Österreich zurück.

Am 15. Juli 1934 nahm er an der Kundgebung der RS auf der Predigerstuhlwiese teil. Einer der beiden Toten, Hans Fröhlich, war ein Freund Gerls aus der SAJ. Schockiert und unter dem Eindruck dieses behördlichen Terrors unternahm Gerl gemeinsam mit Rudolf Anzböck am 20. Juli 1934 einen Sprengstoffanschlag auf eine Signalanlage der Donauuferbahn. Der Sachschaden war gering, das Betonfundament der Anlage wurde zerstört, diese selbst allerdings nur leicht beschädigt. Als die beiden Männer einige Stunden später im Keplerpark von einem Polizisten angehalten wurden, zog Gerl eine Pistole und verletzte den Beamten mit zwei Schüssen schwer. Dieser starb drei Wochen später an den Verletzungen, was in die Urteilsfindung nicht einfließen konnte, denn das Schnellverfahren gegen Gerl und Anzböck fand am 24. Juli statt. Der Vorsitzende des Standgerichts war Oberlandesgerichtsrat Osio, der 1936 den großen Prozess gegen die Funktionäre der Revolutionären Sozialisten leiten sollte.

Die beiden Angeklagten wurden zum Tode verurteilt, Gerl noch am selben Abend hingerichtet, Anzböck zu lebenslangem Kerker begnadigt (Anzböck ging im Februar 1938 im Rahmen der großen Amnestie frei, er emigrierte bald danach in die USA, Anm.). Grundlage des schweren Urteils war eine kurz zuvor in Kraft getretene Gesetzesverschärfung, die bereits den Besitz von Sprengmittel, nicht nur dessen Anwendung, unter Todesstrafe stellte. Diese sollte sich gegen den massiven Sprengstoffterror der Nazis richten.

Die illegale Arbeiter-Zeitung berichtete in ihrer Ausgabe vom 29. Juli 1934 unter anderem:

„Genosse Gerl hat sich vor dem Standgericht wie ein Held benommen. Er hat jedes Wort vermieden, das andere hätte belasten können. Er hat seinen Mitangeklagten, Genossen Anzböck, entlastet und alle Schuld auf sich genommen. Als er gefragt wurde, ob er denn nicht wusste, dass seine Taten zum Galgen führen können, hat er stolz

geantwortet: ‚Mein Ideal stand mir höher als mein Leben.‘ Viele Jahre ist Josef Gerl arbeitslos gewesen. Das hat er ertragen. Die faschistische Sklaverei ertrug er nicht. Und heldenmütig, wie er vor dem Standgericht gestanden ist, ist Josef Gerl zum Galgen gegangen. Sein letzter Ruf war: ‚Freiheit!‘“

Ernst Karl Winter, während des Austrofaschismus ernannter Wiener Vizebürgermeister, bemühte sich bei Bundeskanzler Dollfuß persönlich um die Begnadigung Josef Gerls. Er schrieb 1956 in seinem Buch „Christentum und Zivilisation“: „Er (Dollfuß, Anm.) verteidigte die staatspolitische Notwendigkeit nicht nur des Sprengstoffgesetzes, das gegen die Nazis gerichtet war, im allgemeinen, sondern auch diese seine erste Anwendung gegen einen harmlosen und verwirrten ehemaligen Schutzbündler, dessen Hauptdelikt der Besitz von Sprengstoff war, im besonderen. Er ließ sich hinreißen bis zur Verteidigung der Nichtbegnadigung aus simplen Gründen der politischen Taktik. Er sagte mir wörtlich: ‚Wir können Gott danken, dass es ein Roter und kein Nazi war, gegen den wir das neue Gesetz zuerst anwenden mussten.‘“

Engelbert Dollfuß hat nicht nur die Begnadigung Josef Gerls abgelehnt, sondern auch Gott dafür gedankt, dass es ein Roter und kein Nazi war, der auf dem Galgen sterben musste. Nur einen Tag später haben ihn Nazi-Putschisten im Bundeskanzleramt erschossen. Als SozialdemokratInnen sind uns Hass- und Rachegefühle fremd, Josef Gerl, die Umstände seines Todes und die Rolle Engelbert Dollfuß‘ werden wir jedoch niemals vergessen. 1949 wurde die in den Jahren 1930/31 errichtete Wohnhausanlage der Gemeinde Wien in 20., Stromstraße 39-45, nach Josef Gerl benannt. 1974 erneuerte unser Bund Grabstein und Gedenktafel im Urnenhain des Wiener Zentralfriedhofs, 1985 verfasste Josef Hindels im Auftrag der FreiheitskämpferInnen die Broschüre „So starb ein junger Sozialist“.

Gerald Netzl ■



Josef Gerls Grab nahe der Feuerhalle Simmering (Abteilung 8, Ring 2, Gruppe 2, Nummer 23)



„Mein Ideal stand mir höher als mein Leben“

Erinnerungskultur für Europa

Unser EU-Abgeordneter Günther Sidl informiert über die „Entschließung des Europäischen Parlaments zur Bedeutung des europäischen Geschichtsbewusstseins für die Zukunft Europas“.



CREDIT: SPÖ

Genosse Günther Sidl setzt sich im EU-Parlament unter anderem für eine aktive europäische Erinnerungskultur ein

Die Entschließung des EU-Parlaments wurde 2019 beschlossen und von altkommunistischer Seite wegen vermeintlicher oder tatsächlicher Gleichsetzung der NS-Verbrechen mit jenen des Stalinismus heftig kritisiert.

„Wer sich seiner Vergangenheit nicht erinnert, ist dazu verdammt, sie zu wiederholen“, hat der Philosoph George Santayana treffend formuliert. Um das Heute zu verstehen und das Morgen zu gestalten, braucht es die Kenntnis über das Gestern. Gerade wenn wir über die Europäische Union und ihre unbestrittene Wichtigkeit für ein friedliches Europa sprechen, ist das Erinnern an die dunkle Vergangenheit von großer Bedeutung.

80 Jahre nach dem Beginn des Zweiten Weltkrieges ist es unsere Aufgabe, an die abscheulichen NS-Gräueltaten zu erinnern. Gerade wenn viele in Europa Krieg und Zerstörung nur mehr aus dem Geschichtsbuch kennen, stehe ich als aufrichtiger Antifaschist dafür, dass aus „Nie-mals vergessen“ keine leere Worthülse wird.

Wir leben in Europa erstmals seit vielen Jahren wieder in einer Zeit des Abbaus der Demokratie. Wir erleben eine polarisierte Gesellschaft, in der Nationalismus, Rassismus, Antisemitismus und

Fremdenhass um sich greifen. Es zeigt sich, dass es für die Errungenschaften von Demokratie, Freiheit und Rechtsstaatlichkeit keine Garantien gibt. Im Gegenteil: Wenn die Feinde der Demokratie in den Parlamenten und Regierungen sitzen, müssen die progressiven Kräfte viel vehementer für diese Grundwerte eintreten. Insbesondere das EU-Parlament hat sich dem Schutz der europäischen Werte verschrieben und schaut bei Verstößen nicht weg, sondern genau hin. So hat das Europaparlament etwa das Artikel-7-Verfahren (u. a. Gefahr für die Unabhängigkeit der Justiz, der Meinungsfreiheit oder für Minderheiten) gegen Ungarn auf den Weg gebracht.

Eine starke Zivilgesellschaft und eine aktive Erinnerungskultur sind Grundpfeiler der europäischen Wertegemeinschaft. Deshalb haben ich und meine KollegInnen der SPÖ-Delegation für die fraktionsübergreifende Resolution über die Bedeutung der Erinnerung an die Vergangenheit Europas gestimmt. Eine große Mehrheit der EU-Abgeordneten hat sich für die Resolution ausgesprochen. Mit einer Ausnahme haben alle österreichischen Abgeordneten für die Entschließung gestimmt. Als SPÖ-Abgeordnete haben wir uns außerdem dafür eingesetzt, eine Entschließung ausschließlich zum Beginn des 2. Weltkrieges, den Ursachen und Folgen des

Faschismus abzustimmen. Leider ist uns das in diesem Fall nicht gelungen.

Nun werden leider falsche Gerüchte über den Text dieser EU-Parlamentsresolution gestreut und einzelne Stimmen meinen gar, man hätte als SozialdemokratInnen dagegen stimmen müssen. Auch wenn es einige Passagen gibt, die wir aus unserem sozialdemokratischen Denken und der österreichischen Geschichte anders formulieren würden, finden sich in der Resolution wichtige Positionen, die wir unterstützen und die man nicht ablehnen kann. Etwa, dass die Mitgliedsstaaten gegen alle Formen von Holocaustleugnung aktiv werden müssen. Organisationen, die den Nationalsozialismus oder Faschismus verherrlichen, sollen europaweit verboten werden. Das Bewusstsein der jüngeren Generation soll für die Bedeutung der Erinnerungskultur gestärkt werden. In allen Mitgliedsstaaten sollen in Lehrplänen und Schulbüchern die Geschichte und die schrecklichen Konsequenzen des Totalitarismus in Europa integriert werden, damit sich die Jungen nicht für den antidemokratischen Weg entscheiden. Denn die Zukunft der EU und die Stärke der Demokratien in den Mitgliedsstaaten liegen auch in ihren Händen.

Günther Sidl ■

Nachrichten an die Redaktion: Dagegenhalten!

Man muss sich allmählich Sorgen machen. Denn offensichtlich ist im Geschichte-Unterricht in den Schulen (nicht nur in Österreich) das Thema „Nazizeit“ nicht oder aus falscher Perspektive behandelt worden. Sonst wäre es nicht möglich, dass so viel Ablehnung und so viel Hass gegen Ausländer in allen Altersklassen unserer Bevölkerung da ist.

Selbst die „netten Leute von nebenan“ reden fast nur abfällig gegen alles Fremde. Auch der Antisemitismus scheint wieder im Ansteigen zu sein. Begründet wird das – bei Gegenrede – mit der gegenwärtigen Politik Israels, Siedlungsbau etc.

Wir müssen massiv dafür eintreten, dass in den Schulen, im Geschichte-Unterricht, die Nazizeit nicht nur nebenbei erwähnt wird.

An den Stammtischen müssen wir – auch unsere Altersgruppe – dagegen reden, wenn Nazisprüche oder hetzende Aussagen gegen Ausländer vorgebracht werden. Nicht einfach schweigend zur Kenntnis nehmen!

Danke für Eure gute Arbeit!

Bgm. a.D., Labg. a.D. Erich Dirngrabner aus Molln

HEFTTERMINE 2020

Die Redaktion bedankt sich bei allen AutorInnen und GastautorInnen, die 2019 zum Gelingen unserer Zeitung beigetragen haben.

Hiermit geben wir die Redaktionsschlüsse für 2020 bekannt:

Heft 1:	Heft 2:	Heft 3:	Heft 4:
Freitag, 28. Februar 2020	Freitag, 29. Mai 2020	Freitag, 4. September 2020	Freitag, 27. November 2020

Bitte sendet eure Beiträge samt Bildmaterial

– am besten nach Rücksprache mit Genossen Gerald Netzl oder Genossen Martin Oppenauer –
jeweils bis 15.00 Uhr an martin.oppenauer@spoe.at.

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Ingrid Antes, Waltraud Barton, Klaus Bergmaier, Matteo Gebhart, Dominik Lang, Claus Michl-Atzmüller, Gerald Netzl, Wolfgang Neugebauer, Martin Oppenauer, Ursula Schwarz, Günther Sidl, Susanna Steiger-Moser, Gabi Tremmel-Yakal.

Grafische Gestaltung: Helmuth Hockauf / Wien Work - Digital Media

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 23. Dezember 2020

Redaktionsschluss der nächsten Ausgabe: 28. Februar 2020

Impressum:

Medieninhaber und Herausgeber: Bund Sozialdemokratischer FreiheitskämpferInnen, Opfer des Faschismus und aktiver AntifaschistInnen. 1014 Wien, Löwelstraße 18, Telefon: 01/534 27-277, Fax: Dw. 258, E-Mail-Adresse: kaempfer@spoe.at, Internetadresse: www.freiheitskaempfer.at.

Fotos: Wenn nicht anders vermerkt: Redaktion Freiheitskämpfer
Hersteller: Wien Work - Digital Media, 1220 Wien

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz: Information über neofaschistische und rechtsextremistische Bewegungen, Vereinsnachrichten, Informationen der Opfer des Faschismus. Die im „Kämpfer“ veröffentlichten Artikel und Kommentare geben nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion oder des Bundesvorstandes wieder.

Zlnr.: GZ 02Z033355M

Österreichische Post AG
MZ GZ02Z033355M